

Das Leben eines
Siebenbürgischen
Liederkomponisten

Selbstbiographie
von
Michael Zikeli

Reps, am 17.1.1919

Abgeschrieben u. übersetzt,
aus der orig. gotischen Handschrift
Michael Zikeli,
von
Ingrid Brang, geb. Schaaser

Inhaltsverzeichnis

1. Der Geburtsort.....	2
2. Am Krankenlager	3
3. Im Subalterndienst in Maldorf	7
4. Johannisdorf	10
5. Felldorf	12
6. Rode	15
7. Bogeschdorf	16
8. Schäßburg	19
9. Dorfschulmeister in Groß-Alisch	25
10. Dorfschulmeister in Maldorf	28
11. Reps – Musikdirektor	31
1. Etwas über meinen Musikunterricht in der Schule	33
2. Etwas über meine Kompositionen	34
3. Lebensfrühling	37
4. Urteile über „Lebensfrühling“	37
5. Etwas über meine Schriftstellerei	38
6. Etwas von den „Streiflichtern“	40
7. Wie ich zu meinem Hause kam	42
12. Etwas von meinen Lieben	45
1. Meine liebe Frau	45
2. Mein Jüngster	45
3. Ein Opfer der Großstadt	47
13. Abrüstung	55
Anhang:	
14. Grabstein Repser Friedhof	
15. Eintrag im Friedhofsbuch Reps	

1. Der Geburtsort

Nicht alle Siebenbürger Sachsen sind von ungarischen Königen ins Land gerufen worden! Nicht alle wohnten auf dem Königsboden! Nicht alle waren freie Bürger! –

Dreizehn, zum Teil recht große, rein sächsische Gemeinden sind von reichen ungarischen Edelleuten gegründet worden. Diese Gemeinden standen auf Komitatsboden, zwischen den beiden Kokelfläßen und waren höflich. – Die Höflichkeit mag sehr drückend gewesen sein, denn als sie im Jahre 1849 aufgehoben wurde, befanden sich diese Gemeinden in einem jämmerlichen Zustand. Ich erinnere mich, dass wir Kinder im Hause meines Großvaters um einen Heubalken spielten, der im dielenlosen Fußboden stand, um das Haus vor dem Zusammensinken zu schützen. Maldorf war auch eine höfliche Gemeinde. Das Dorf ist nicht regelmäßig gebaut. Auf dem schönsten Platz, wo auch die Schule und die Kirche steht, standen mehrere Gebäude, die die Gemeinde verunzierten. Reitendes Militär war in der Gemeinde stationiert gewesen. Es war fortgezogen, aber mehrere abscheuliche hölzerne Pferdeställe, die auf den schönsten Plätzen standen, waren zurück geblieben! Da stand auch ein Schlachthaus, ein nackter dachloser Backofen und die Strohhütte des Organisten.

Jenseits des Baches standen noch zwei Wirtshäuser und die Dorfschmiede, bewohnt von einer zahlreichen Zigeunerfamilie! –

In diesem Gewirr befand sich auch das Predigergebäude, mein Geburtshaus! – Vor dem Hause lag ein kleines Gärtchen. Das Haus bestand aus einem Wohnzimmer, einem fensterlosen Vorzimmer, einem ebenerdigen Keller und einem Viehstall. Alles unter einem Dach und alles eitel Holz und Stroh! Unliebsame Nachbarn waren zwei Bäche, die das Predigerhaus von zwei Seiten umgaben, sich hinter dem Hause vereinigten und dem Prediger manchmal unangenehme Besuche machten.

Ließ auch das Dorf viel zu wünschen übrig, die Maldorfer waren dennoch Leute der Tat und sind es heute noch! – Die abscheulichen militärischen Pferdeställe standen noch, niemand fragte darnach! In einer Nacht hörte man ein fürchterliches Krachen. Man hatte sie umgestoßen.

Es ist Pfingsten! Während des Gottesdienstes fällt ein Stein aus der alten Kirchenmauer. Alles stürzt hinaus! Die Männer übergeben ihre Kirchenkleider den Frauen und Kindern und reißen die Kirche sofort nieder. In demselben Jahr wird die neue gebaut. So geschehen im Jahre des Heils 1844.- Ihre Glocken sind wundertätig.

Mag ein Donnerwetter noch so gewaltig toben, wurden diese Glocken geläutet, so verschwindet das Wetter. Die obere Kirchenbehörde hatte in den 70-er Jahren des v. J. verboten in der Stadt gegen das Wetter zu läuten. Natürlich befolgten die „Schühler“, die das Läuten zu besorgen hatten, das Verbot. Mit Äxten erbrachen die Bauern die Türe des Turmes und läuteten das Wetter weg. – Die alte Schule entsprach nicht mehr. Sie bauten eine neue. Der unbeliebte Pfarrer hatte eine Urkunde verfasst und ohne sie der Gemeinde vorzulesen in den Grundstein gelegt und einmauern lassen. Die Schule war fix und fertig. Die Leute rissen einen Teil derselben nieder und nahmen die Urkunde heraus! Als die Höflichkeit aufgehoben worden war, hatten die Edelleute noch Wald, Feld und Weinberge, die das hohe Anwar (?) nicht abgelöst hatte. Die Gemeinde kaufte alles ab, zwar ohne Geld, das können alle! Sie haben aber alles bezahlt; - das können nicht alle! Nie haben die Maldorfer vom Gustav-Adolf-Verein eine Unterstützung verlangt! Sie haben sich selbst geholfen. Es sind eben Leute der Tat!-

Dennoch werden diese wackeren Leute von anderen Gemeinden gehänselt. So erzählt man in Felldorf: Ein Maldorfer habe behauptet im Walde tausend Nattern gesehen zu haben. Als man ihm aber arg zugesetzt, da habe er bedeutend nachgelassen und zum Schluß habe er darauf schwören wollen, dass er doch etwas habe rauschen hören.-

Auch erzählt man ein Maldorfer wäre zum heiligen Abendmahl gegangen. Er hätte aber nicht gewartet, bis ihm der Pfarrer eine Partikel zugereicht, sondern habe mit der Hand in die Palette „gegrapscht“ und sich eine handvoll genommen. – Wie ein Maldorfer einmal mit dem Kopf voran ins Himmelbrot gefallen, und die Gemeinde dadurch im ganzen Lande bekannt wurde, habe ich anderweitig erzählt!*

In dieser Gemeinde, unter diesen Leuten, wurde ich dem Prediger Michael Zikeli geboren am 12. April 1847.-

2. Am Krankenlager

Meine Geburt scheint meinen Eltern große Freude bereitet zu haben. Hatten sie schon drei Töchter, so ist die Geburt eines Sohnes sicher ein freudiges Ereignis gewesen. – Der Gedanke, dass ich ein Unglückskind sei, hat mich mein ganzes Leben nicht verlassen. Und in der Tat komme ich zu allem Guten entweder zu früh oder zu spät! Nur das Unglück stellt sich immer rechtzeitig ein und ist nicht fortzubringen. – Als ich drei Jahre alt war, machte es den ersten Besuch!

Die Strohütte des Predigers von Maldorf lag auf dem rechten Ufer des Baches. Auf dem linken Bachufer wohnte der Dorfschmied, ein Zigeuner. Dieser hatte eine alte Mutter die im Geruche stand, eine Hexe zu sein. Sie starb, aber im Munde des Volkes ging die Mähr, dass ihre Seele im Grabe keine Ruhe finde und nachts um zwölf Uhr an die Fenster der Leute klopfte und anrufe. – Mein Vater war in der Mühle! Die Mühle in den Dörfern zwischen den Kokeln war damals ein verhängnisvoller Ort. Bekanntlich gehen die Bachmühlen dieser Orte nur, wenn ein großer Platzregen oder ein Wolkenbruch herunter fällt. Die Leute mussten also immer in die weit entfernten Kokelmühlen fahren. Dampfmühlen kannte man damals nicht. Im Winter erst, war das Elend groß. Mit einem Wagen voll Frucht wanderte der Bauer von Mühle zu Mühle! Alles ist eingefroren. So fährt er nun viele Meilen weit. Endlich findet er eine Mühle, die man aus dem Eise herausgehauen hat. Groß ist aber der Zudrang. Oft musste man mehrere Tage warten, bis die Reihe an einen kam! Und so kam es vor, dass mancher Familienvater bis vierzehn Tage außer dem Hause war. Ein Nachtlager konnte er während dieser Zeit nicht beziehen, sonst hätte er den Wagen am nächsten Morgen leer gefunden. Da erkühlte man sich oft und brachte den Tod mit. - - Mein Vater war also in der Mühle. – Nachts um 12 Uhr klopfte es an das Fenster des Predigerhauses und ruft mit heiserer Stimme in romanischer Sprache: „Nachbarin, Nachbarin!“ Meine Mutter, nicht frei vom Aberglauben, bricht in Angstschweiß aus, deckt sich bis über den Kopf zu und antwortet nicht. In der nächsten Nacht, um dieselbe Stunde, klopfte es wieder und ruft dieselben Worte. Die Mutter zittert und schweigt! Endlich, am dritten Tag spät abends, kommt der Vater. In ihrer Vielgeschäftigkeit hat die Mutter vergessen dem Vater den Vorfall mitzuteilen. Nachts um zwölf Uhr klopfte es wieder und ruft dieselben Worte. Der Vater springt aus dem Bett, eilt zum Fenster und ruft in barschem Tone: „Wer ist da?“ - Da fliegt die Gassentüre zu! – Die Hexe war da gewesen. Die Raschheit des Vaters hat sie erschreckt. Sie ist gekränkt. Ein Unglück ist nun im Hause unvermeidlich. Die bösen Geister – wenn sie gekränkt worden – wählen sich im Hofe kleine Plätzchen, in der Größe eines Fußtapfens aus und verwünschen dasselbe. Wer in dieses Plätzchen zuerst tritt, wird ein Krüppel. Als ich bald darauf, kaum drei Jahre alt, mit einem Bein verunglückte, glaubte das Volk ich hätte in jenes verwunschene Plätzchen getreten!! – Andere Leute wussten aber besser woher mein Unglück stamme.-

Es war am Ostertag. In der Gemeinde war es damals Sitte, dass nach dem Predigtgottesdienst die ganze Gemeinde den Pfarrer unter Absingung des Chorals: „Herr Gott dich loben wir!“ bis zu seinem Hause begleitete.

- Siehe: Ernst und Heiter S. 46

1. Der Geburtsort

Nicht alle Siebenbürger Sachsen sind von ungarischen Königen ins Land gerufen worden! Nicht alle wohnten auf dem Königsboden! Nicht alle waren freie Bürger! –

Dreizehn, zum Teil recht große, rein sächsische Gemeinden sind von reichen ungarischen Edelleuten gegründet worden. Diese Gemeinden standen auf Komitatsboden, zwischen den beiden Kokelfläßen und waren höhrig. – Die Höhrigkeit mag sehr drückend gewesen sein, denn als sie im Jahre 1849 aufgehoben wurde, befanden sich diese Gemeinden in einem jämmerlichen Zustand. Ich erinnere mich, dass wir Kinder im Hause meines Großvaters um einen Heubalken spielten, der im dielenlosen Fußboden stand, um das Haus vor dem Zusammensinken zu schützen. Maldorf war auch eine höhrige Gemeinde. Das Dorf ist nicht regelmäßig gebaut. Auf dem schönsten Platz, wo auch die Schule und die Kirche steht, standen mehrere Gebäude, die die Gemeinde verunzierten. Reitendes Militär war in der Gemeinde stationiert gewesen. Es war fortgezogen, aber mehrere abscheuliche hölzerne Pferdeställe, die auf den schönsten Plätzen standen, waren zurück geblieben! Da stand auch ein Schlachthaus, ein nackter dachloser Backofen und die Strohhütte des Organisten.

Jenseits des Baches standen noch zwei Wirtshäuser und die Dorfschmiede, bewohnt von einer zahlreichen Zigeunerfamilie! –

In diesem Gewirr befand sich auch das Predigergebäude, mein Geburtshaus! – Vor dem Hause lag ein kleines Gärtchen. Das Haus bestand aus einem Wohnzimmer, einem fensterlosen Vorzimmer, einem ebenerdigen Keller und einem Viehstall. Alles unter einem Dach und alles eitel Holz und Stroh! Unliebsame Nachbarn waren zwei Bäche, die das Predigerhaus von zwei Seiten umgaben, sich hinter dem Hause vereinigten und dem Prediger manchmal unangenehme Besuche machten.

Ließ auch das Dorf viel zu wünschen übrig, die Maldorfer waren dennoch Leute der Tat und sind es heute noch! – Die abscheulichen militärischen Pferdeställe standen noch, niemand fragte darnach! In einer Nacht hörte man ein fürchterliches Krachen. Man hatte sie umgestoßen.

Es ist Pfingsten! Während des Gottesdienstes fällt ein Stein aus der alten Kirchenmauer. Alles stürmt hinaus! Die Männer übergeben ihre Kirchenkleider den Frauen und Kindern und reißen die Kirche sofort nieder. In demselben Jahr wird die neue gebaut. So geschehen im Jahre des Heils 1844.- Ihre Glocken sind wundertätig.

Mag ein Donnerwetter noch so gewaltig toben, wurden diese Glocken geläutet, so verschwindet das Wetter. Die obere Kirchenbehörde hatte in den 70-er Jahren des v. J. verboten in der Stadt gegen das Wetter zu läuten. Natürlich befolgten die „Schühler“, die das Läuten zu besorgen hatten, das Verbot. Mit Äxten erbrachen die Bauern die Türe des Turmes und läuteten das Wetter weg. – Die alte Schule entsprach nicht mehr. Sie bauten eine neue. Der unbeliebte Pfarrer hatte eine Urkunde verfasst und ohne sie der Gemeinde vorzulesen in den Grundstein gelegt und einmauern lassen. Die Schule war fix und fertig. Die Leute rissen einen Teil derselben nieder und nahmen die Urkunde heraus! Als die Höhrigkeit aufgehoben worden war, hatten die Edelleute noch Wald, Feld und Weinberge, die das hohe Anwar (?) nicht abgelöst hatte. Die Gemeinde kaufte alles ab, zwar ohne Geld, das können alle! Sie haben aber alles bezahlt; - das können nicht alle! Nie haben die Maldorfer vom Gustav-Adolf-Verein eine Unterstützung verlangt! Sie haben sich selbst geholfen. Es sind eben Leute der Tat!-

Dennoch werden diese wackeren Leute von anderen Gemeinden gehänselt. So erzählt man in Felldorf: Ein Maldorfer habe behauptet im Walde tausend Nattern gesehen zu haben. Als man ihm aber arg zugesetzt, da habe er bedeutend nachgelassen und zum Schluß habe er darauf schwören wollen, dass er doch etwas habe rauschen hören.-

Auch erzählt man ein Maldorfer wäre zum heiligen Abendmahl gegangen. Er hätte aber nicht gewartet, bis ihm der Pfarrer eine Partikel zugereicht, sondern habe mit der Hand in die Palette „gegrapscht“ und sich eine handvoll genommen. – Wie ein Maldorfer einmal mit dem Kopf voran ins Himmelbrot gefallen, und die Gemeinde dadurch im ganzen Lande bekannt wurde, habe ich anderweitig erzählt!*

In dieser Gemeinde, unter diesen Leuten, wurde ich dem Prediger Michael Zikeli geboren am 12. April 1847.-

2. Am Krankenlager

Meine Geburt scheint meinen Eltern große Freude bereitet zu haben. Hatten sie schon drei Töchter, so ist die Geburt eines Sohnes sicher ein freudiges Ereignis gewesen. – Der Gedanke, dass ich ein Unglückskind sei, hat mich mein ganzes Leben nicht verlassen. Und in der Tat komme ich zu allem Guten entweder zu früh oder zu spät! Nur das Unglück stellt sich immer rechtzeitig ein und ist nicht fortzubringen. – Als ich drei Jahre alt war, machte es den ersten Besuch!

Die Strohütte des Predigers von Maldorf lag auf dem rechten Ufer des Baches. Auf dem linken Bachufer wohnte der Dorfschmied, ein Zigeuner. Dieser hatte eine alte Mutter die im Geruche stand, eine Hexe zu sein. Sie starb, aber im Munde des Volkes ging die Mähr, dass ihre Seele im Grabe keine Ruhe finde und nachts um zwölf Uhr an die Fenster der Leute klopfte und anrufe. – Mein Vater war in der Mühle! Die Mühle in den Dörfern zwischen den Kokeln war damals ein verhängnisvoller Ort. Bekanntlich gehen die Bachmühlen dieser Orte nur, wenn ein großer Platzregen oder ein Wolkenbruch herunter fällt. Die Leute mussten also immer in die weit entfernten Kokelmühlen fahren. Dampfmühlen kannte man damals nicht. Im Winter erst, war das Elend groß. Mit einem Wagen voll Frucht wanderte der Bauer von Mühle zu Mühle! Alles ist eingefroren. So fährt er nun viele Meilen weit. Endlich findet er eine Mühle, die man aus dem Eise herausgehauen hat. Groß ist aber der Zudrang. Oft musste man mehrere Tage warten, bis die Reihe an einen kam! Und so kam es vor, dass mancher Familienvater bis vierzehn Tage außer dem Hause war. Ein Nachtlager konnte er während dieser Zeit nicht beziehen, sonst hätte er den Wagen am nächsten Morgen leer gefunden. Da erkühlte man sich oft und brachte den Tod mit. - - Mein Vater war also in der Mühle. – Nachts um 12 Uhr klopfte es an das Fenster des Predigerhauses und ruft mit heiserer Stimme in romanischer Sprache: „Nachbarin, Nachbarin!“ Meine Mutter, nicht frei vom Aberglauben, bricht in Angstschweiß aus, deckt sich bis über den Kopf zu und antwortet nicht. In der nächsten Nacht, um dieselbe Stunde, klopfte es wieder und ruft dieselben Worte. Die Mutter zittert und schweigt! Endlich, am dritten Tag spät abends, kommt der Vater. In ihrer Vielgeschäftigkeit hat die Mutter vergessen dem Vater den Vorfall mitzuteilen. Nachts um zwölf Uhr klopfte es wieder und ruft dieselben Worte. Der Vater springt aus dem Bett, eilt zum Fenster und ruft in barschem Tone: „Wer ist da?“ - Da fliegt die Gassentüre zu! – Die Hexe war da gewesen. Die Raschheit des Vaters hat sie erschreckt. Sie ist gekränkt. Ein Unglück ist nun im Hause unvermeidlich. Die bösen Geister – wenn sie gekränkt worden – wählen sich im Hofe kleine Plätzchen, in der Größe eines Fußtapfens aus und verwünschen dasselbe. Wer in dieses Plätzchen zuerst tritt, wird ein Krüppel. Als ich bald darauf, kaum drei Jahre alt, mit einem Bein verunglückte, glaubte das Volk ich hätte in jenes verwunschene Plätzchen getreten!! – Andere Leute wussten aber besser woher mein Unglück stamme.-

Es war am Ostertag. In der Gemeinde war es damals Sitte, dass nach dem Predigtgottesdienst die ganze Gemeinde den Pfarrer unter Absingung des Chorals: „Herr Gott dich loben wir!“ bis zu seinem Hause begleitete.

- Siehe: Ernst und Heiter S. 46

Für diese Ehrung ließ der Pfarrer viele Himmelsbrote in großen Buschen unter die Teilnehmer austeilten. – Ich war drei Jahre alt und der Liebling und der Stolz der Familie. Meine Mutter hatte mir einen buntgestreiften Rock aus Schottischleinwand gemacht, dazu eine Kappe mit roten seidenen Bändern daran. Mein Vater, im geistlichen Ornate, führte mich bei dem Festzug an der Hand. Da war ich nun so schön, dass mich die ganze Gemeinde verwundert angeschaut und „berufen“ hat. Das „Berufen“ kann man leicht bannen. Man braucht nur auszuspucken und „Zigeuner“ zu sagen, so ist der Zauber gebrochen. Wie kann man das aber tun am Ostertag, wenn man schön angezogen ist und sogar Himmelsbrot in der Hand hat. Der Zauber des „Berufensein“ war also nicht gebannt. Das Unglück musste kommen und es kam. Der schöne Knabe hatte aufgehört schön zu sein! – Ein Arzt wurde nicht zu Rate gezogen. Ich kann mich überhaupt nicht erinnern – obgleich wir eine sehr große Familie waren – dass je ein Arzt die Schwelle unseres Hauses betreten hätte. Mein Vater war eine harte, spartanische Natur. Wenn ein Kind krank war sagte er: „Wenn es Lebtage hat, stirbt es nicht. Stirbt es aber, so wollen wir es gut versorgen.“ Als er starb, standen dennoch zehn Kinder an seinem Sarge!! Meine Krankheit war ungemein schmerzlich. Sie dauerte mehrere Jahre. Ich weinte viel und laut. Meine Eltern weinten und beteten. Meine gute Mutter glaubte, mein Übel könnte kein Mensch heilen. Deshalb betete sie zu Gott um meine Rettung, da diese aber lange ausblieb, so betete sie um meinen Tod. Ich habe es oft gehört wie sie morgens, wenn sie sich gewaschen hatte und mit dem Handtuch abtrocknete, zu Gott um meinen Tod betete. Als ertappe sie sich auf einem Verbrechen, seufzte sie, atmete tief und rief unter Tränen: „Gott verzeih mir meine schweren Sünden.“ – Wenn ich heute an dieses Gebet denke, so kann ich mich einer Träne kaum erwehren! Gott weiß, ich habe es ihr von Herzen verziehen! – Die Bauern bedauerten meine Eltern sehr: „Was mag der arme Prediger gesündigt haben, dass ihn der liebe Gott mit diesem Kinde straft?“ – Dazu wollte mein Vater die guten Ratschläge der Leute nicht befolgen. Waren doch der Mittel genug um mich zu retten. Auf dem Turme waren drei wundertätige Glocken. Selbst das furchtbarste Donnerwetter teilt sich, wenn diese geläutet werden. Die kleine Glocke stammt, der Sage nach, aus der Heidenzeit. Ihre Inschrift kann kein Mensch lesen. Diese Glocke hatte man vor vielen, vielen Jahren an der Grenzscheide des Hatterts gefunden. Sie war vergraben und eine Sau hatte in ihren Geburtswehen ein Loch gegraben und mehreren Ferkeln das Leben geschenkt. Dieses Nest entpuppte sich als eine Glocke. Da drei Gemarkungen gerade an der Glocke zusammen stießen, wusste man nicht welcher Gemeinde sie gehört. Die größte von diesen Gemeinden beanspruchte sie. Als sie auf den Turm gezogen war gab sie keinen Laut von sich. In der zweiten Gemeinde geschah dasselbe Wunder. Als man sie aber nach Maldorf brachte, da klang sie wie eine Engelsstimme! Diese Glocke tut auch Wunder. Ist jemand schwer krank, so braucht man nur in der Nacht um zwölf Uhr auf den Turm zu steigen, den Grünspan und den Vogelmist von der Glocke abzukratzen, denselben in Wasser zu schütten und dem Kranken zu trinken geben, oder sein krankes Glied damit einzureiben, so wird er gesund. Oder man schneidet in derselben Nachtstunde ein Stück vom Glockenseil ab. Diese legt man auf glühende Kohlen und hält das kranke Kind darüber, räuchert es gut, so wird es auch gesund. – Aber ach, mein Vater war ein „Studierter“, also ungläubig, und deshalb blieb die Rettung aus! – Da hörte mein Vater von einer wundertätigen Hebamme, die in der Nachbarstadt wohnte. Nun endlich spannte er seine zwei Ochs an und führte mich zu ihr! Die Hebamme erklärte, mich heilen zu können, nur brauche sie dazu längere Zeit. Sie wollte zu diesem Zwecke zu uns kommen. Einen Silberzwanziger (33 Kreuzer) sollte sie als Tageslohn und die ganze Verpflegung haben. – Auf dem Heimwege begegnete uns eine alte Zigeunerin. Sie deckte mich auf und sagte: „Dieses Kind ist schwer krank. Bemühen Sie sich nicht dasselbe von Menschen heilen zu lassen, diesem kann nur der liebe Gott helfen. Wenn der Knabe aber 18 Jahre alt ist, wird er wieder sehr krank werden und vielleicht sterben.“

Überlebt er aber auch die Krankheit, dann wird er sehr alt werden. – Nach einigen Tagen kam die wundertätige Hebamme! Sie war sehr freundlich. Ich fürchtete mich vor ihr, denn ich glaubte sie sei eine Hexe. Wie sie es fertig brachte, ist mir heute noch ein Rätsel. Genug, sie hatte die ausgekegelte Kugel der Hüfte an Ort und Stelle gebracht und bestimmte die Zeit, wann ich aufstehen sollte. Meine Eltern ließen mir einen schönen grauen Anzug machen. Meine um zwei Jahre ältere Schwester, die mich auch im Unglück lieb hatte, nahm mich bei der Hand und wir sollten die Großeltern besuchen. Die Eltern standen, sahen uns nach und weinten vor Freude. Die Großeltern standen und erwarteten uns. Die Großmutter kam uns entgegen und wollte mich in die Arme schließen. Da – brach ich plötzlich zusammen und verlor die Besinnung. Das Übel wurde größer als je. Die Hebamme verließ unverrichteter Sache das Haus. Das Elend, der Schmerz, der Jammer, dauerte fort, meine Eltern beteten weiter um meinen Tod, volle sechs Jahre lang.

In den letzten Jahren der Krankheit, wenn sich die unaussprechlichen Schmerzen etwas gelegt, nahm mich die gute Mutter aus dem Bette, setzte mich auf einen Polster unter den Lutherofen in die „Kint“, kniete neben den Herd und lehrte mich singen: „Laßt uns preisen und loben den Herren! Und lasst uns ihm Dank sagen, ihm Dank sagen!“

Da ich eine starke und schöne Stimme hatte, drangen die Töne durch den geflochtenen und mit Lehm gestrichenen Rauchfang zum Strohdach hinaus und die Leute, die vorbei gingen, blieben stehen und lauschten. Der Vater kaufte mir eine kleine Geige aus Tannenholz um einen guten Gulden. In schmerzlosen Augenblicken trug man mich auf einen Stuhl an den Tisch und es wurde geübt. Tonleiter und dergleichen wurde nicht geübt! Den kleinen Walzer den ich zuerst gelernt, habe ich heute noch nicht vergessen! Bald kamen die Kinder. Ich spielte und sie tanzten! Nun war im Bett kein Bleiben mehr. Mit den Händen und dem gesunden Fuß kroch ich im Zimmer herum. Es muß den armen Eltern etwas Fürchterliches gewesen sein, ihren ehemaligen Liebling zwischen Hund und Katze im Fußboden herum kriechen zu sehen! –

Eines Tages kam der Schafhirt – ein Romäne – zu uns. Er stellte sich breitbeinig hinter die Türe, stellte seinen langen Knotenstock vor sich, legte beide Arme und den Kopf darauf und erzählte meinem Vater von dessen Schafen und Lämmern. Ich erinnere mich heute noch, wie derselbe in seinen Bundschuhen, dem langen Bobo (Kotzenmantel) und der großen Pelzmütze aussah! – Als er seine Nachrichten geredet hatte, fragte ihn mein Vater, ob er nicht einen abgelegten Knotenstock habe. Als er bejahte, bat ihn mein Vater mir denselben zu bringen und versprach ihm dafür eine Portion Lagerschnaps zu geben! Am anderen Morgen hatte ich den Knotenstock. War das eine Freude! Sofort fasste ich mit der linken Hand den Knoten, mit der Rechten etwa die Mitte des Stockes. Mit dem gesunden Fuß gab ich mir einen Schwung und schnellte mich fort, während der kranke Fuß scheinbar tot herumbaumelte. Nach sechs Jahren konnte ich mich wieder bewegen. Ihr, die ihr gesund seid, wisst ihr was das bedeutet?? – Ich habe mich oft mit dem Dornröschen verglichen! Die böse Fee hatte Tod und Verderben über dasselbe ausgegossen. Die gute Fee konnte das Unheil zwar nicht bannen, aber sie machte gut, was noch gut zu machen war. Ähnlich mein Fall! Ich war ein zwerghafter Krüppel geblieben! Die gütige Gottheit machte nun gut, was noch gut zu machen war. Sie gab mir eine ungeheuere Willenskraft, frohen Mut, schöne Talente und eine fast beispiellose Gesundheit!! Allmählich fing der tot geglaubte Fuß an, Leben zu gewinnen. Zuerst berührte er den festen Boden! Ein Schritt wurde gewagt, ein zweiter, ein dritter. Wie freute ich mich darüber. Wie freute sich jeder, der es sah. Die Kinder spielten damals mit kleinen eisernen Kettengliedern und Knöpfen ins Loch, das sie in die Erde gegrübelt. Mir gefiel das Spiel, ich hätte mitgetan wenn ich Kettenglieder und Knöpfe gehabt hätte. „Wir geben dir ihre wenn du ohne Stock zehn Schritte weit gehst.“ So die Kinder. Die Schritte wurden gewagt, das Kunststück gelang, und ich erhielt Kettenglieder und Knöpfe! –

Nun sollst du so gehen wie ein Pokurar (Schafhirt). Diese legen nämlich manchmal den Knotenstock quer über den Nacken und hängen die Hände daran.

Es wurden mir Ziele gesteckt und dieserart musste ich das Ziel erreichen. Beim Ziel angelangt erscholl Freude und Jubel! – Bald flog der Knotenstock in den Winkel! Ich spielte mit den Kindern „laufender Ball“ und konnte den Glockenturm besteigen! –

„Er ist nun gesund, er kann sich sein Brot selbst verdienen“, sagte mein Vater. Es war auch wirklich die höchste Zeit, denn der Zehnten war aufgehoben und statt der hundert und zwanzig Gulden, die in guten Jahren einfließen, erhielt der Prediger nunmehr ein Jahresgehalt von **s e c h s u n d d r e i ß i g G u l d e n**! Dazu war die Kinderschar sehr bedeutend, und wo viele blühende Kinder herumlaufen, da ist ein Kind, das mit einem Gebrechen belastet ist, zu viel! Zum Bauern taugte ich nicht, das Gewerbe und das Stadtleben haßte mein Vater, und so musste ich – noch nur neun Jahre alt – den Weg betreten, den damals – wenn man in seiner Laufbahn nicht stecken blieb – zur Schulmeisterei führte. Selbst die gute Mutter hatte sich mit den Verhältnissen ausgesöhnt. Sie sah im Geiste ihren Sohn als Schulmeister, wie er auf der Schultreppe sitzen und geigen würde. Sie hörte im Geiste die vorübergehenden Bauern sagen: „Es ist aus dem kranken Michel doch ein tüchtiger Mensch geworden! Hör nur, wie gut er geigen kann; er geigt fast so schön wie ein Zigeuner!“ Dieser Zukunftstraum erfüllte sie mit Glückseligkeit. Sie hat ihn nie verwirklicht gesehen. Sie starb leider, als ich kaum zehn Jahre alt war. –

„Herr Schulmeister, was meinen Sie, sollen wir diesen „Fitzko“ nicht einspannen?“ So fragte mein Vater im Frühjahr 1856 den Schulmeister Lukas Ehrlich und zeigte auf mich. „Ich hätte nichts dagegen“, meinte dieser, „aber der Knabe ist nur jetzt von einem sechs Jahre langen Krankenlager aufgestanden; er ist so schwach und klein. Wenn wir ihn auf einen Stuhl stellen, so sieht er doch nicht über das „Glater“ (Orgelreporium). Er ist so schwach, dass er sich nicht ein Stückchen Brot abschneiden kann; er wäre im Stande neben dem Laib Brot zu verhungern. Übrigens ist es noch lange bis zum ersten November. Auch kann ich nichts versprechen, denn ich weiß nicht, ob ich die Schulmeisterstelle noch auf ein Jahr erhalte. Bekomme ich die Stelle, so soll der Knabe mein sein. Bis dann wird er sich auch erholen.“ –

Bald sah ich meinen Vater im Gesangbuch blättern und etwas suchen. Er hatte bald gefunden was er sucht. Er komponierte. –

Die Adjuvanten gingen oft in die Schule und probten. Traurige Musik war es; wie ein Trauermarsch klang es. Mein Vater übte mit mir ein Liedchen ein, dessen Inhalt ich nicht verstand. Ich sollte es in der Kirche singen. – Es ist Sonntag. Die Leute strömen in großen Haufen zur Kirche. Ich werde vor die Orgel auf einen Stuhl gestellt. Der gutgeschulte Adjuvantenchor hat eben seine traurige Einleitung beendet. Da setzt die Orgel in zartem Piano ein. Ich beginne mit meiner prächtigen Sopranstimme, das von meinem Vater komponierte Danklied:

Ich rief zu Gott in meiner Not,
Ach Vater hör mein Flehen.
Da sah ich auf des Herrn Gebot
Die Not vorübergehen.
Ich danke, Gott, ich danke dir!
O danket alle Gott mit mir!
Gebt unserm Gott die Ehre. -

Kein Auge blieb thränenleer! – Das war mein erstes Auftreten in der Öffentlichkeit. Nie habe ich ein dankbareres Publikum gehabt. Wer meiner nach dem Gottesdienste habhaft werden konnte, küsste mich unter Freudenthränen und wünschte mir Glück! -

Lukas Ehrlich erhielt die Schulmeisterstelle noch auf ein Jahr, und es stand mir nun nichts mehr im Wege, in **d i e** Bahn einzutreten, von der wir alle glaubten, dass mich das Schicksal dazu bestimmt habe.

3. Im Subalterndienst in Maldorf

Mein erster Schulmeister hieß Lukas Ehrlich. Er war ein braver, tüchtiger Mann. Es war ihm gelungen, die Schulmeisterstelle auch für das dritte Jahr zu erhalten. mein Vater hatte mich ihm nicht mit festem Lohn gediegen. Der Schulmeister hatte sich verpflichtet, mich nach Möglichkeit zu schonen, zu unterrichten und mir so viel Lohn zu geben als ich verdienen würde. So war ich dann Diskantist* und zog am 1. November 1856 – neun Jahre alt – ins Schulhaus ein. Das Schulgebäude bestand aus zwei Zimmern und einem lichtlosen Vorzimmer. In dem kleinen Zimmer wohnte der Schulmeister. Das größere Zimmer diente seit 1716 als Klassenzimmer und als Wohnung für den Kantor, den Glöckner und zwei Diskantisten.- Hier machte sich zuerst ein großer Lutherofen mit der dazugehörigen „Hell“ breit. Jedes Kind war nämlich verpflichtet zu jeder Schule ein Scheit Holz zu bringen und in die „Hell“ zu werfen. Die „Kallefok“, die das Zimmer einheizen sollte, mag vor vielen Jahren ganz aus Eisenblech gewesen sein, war aber derzeit mit geknetetem Pferdemit und Lehm derartig verschmiert, dass fast kein Blech mehr sichtbar war. In diesem Klassenzimmer standen mehrere lange runde Bänke aus Klötzen von dickem Eichenholz mit vier bis sechs eingebohrten Füßen. Zwischen diesen Klotzbänken standen vier massive Tafeln. Dieses Schulzimmer wäre für etwa 30 Schulkinder groß genug gewesen, es mussten aber 85 hineingepfercht werden, und wohnten – wie schon erwähnt- in demselben Schulzimmer noch der Kantor, der Glöckner und zwei Diskantisten. Der Kantor nannte einen großen Kasten sein eigen. In der obersten Schublade hatte er seine Habseligkeiten, in der untersten schlug er sein Nachtlager auf. Der Glöckner besaß eine Lade für seine Kleider, und ein hölzernes Bett mit obligatem Strohsack. Ich besaß eine Art Truhe! Oben – unterm Deckel – hatte ich meine Schlafstätte, unten, in einer Schublade meine wenigen Habseligkeiten. Der andere Diskantist besaß ebenfalls eine Lade und abends kroch er auf eine Art Himmelbett, wo er von glatten, braunen, übel riechenden Insekten besucht und ausgesogen wurde! –

Der Dienst des Diskantisten war folgender: In der Kirche hatte er den Kantor im Choral zu unterstützen. An hohen Festtagen stand er vor dem Altare und intonierte: „Herr Gott dich loben wir!“ Darauf antwortete die ganze Gemeinde: „Herr Gott wir danken dir!“ usw. Oder er sang die Litanei „Ewiger!“ und die Gemeinde antwortete:“ Erbarme dich!“ usw. Kirchenmusik wurde damals sehr viele gemacht. Jeden Sonntag brauchte man mindestens drei Stücke, an hohen Festtagen mehr. Wie wurden die Musikalien eingeübt? – Am Montag legte der Schulmeister die Stücke, die nächsten Sonntag aufgeführt werden sollten, auf den Tisch. Es war das für den nächsten Sonntag passende Diktum von Martin Polder, ein Chor für den Predigtgottesdienst und dann ein Solo, Duetto oder Chor für den Vespertgottesdienst. Nun nahmen sich die Knaben die Geige unter den Arm, plinkten sich den Ton an und übten ohne Aufsicht. Der Glöckner, der schon etwas älter war und die Sache früher gelernt hatte, half nach, vorausgesetzt, dass beide auf gutem Fuß lebten. Sonnabend Nachmittag erschien der Schulmeister und der Kantor und die Probe begann. Hatte man sich gut eingeübt, so lief die Sache glatt ab; waren die Kinder aber nicht gut vorbereitet, so gab es Schläge mit dem Fiedelbogen auf den Kopf oder auf die Ohren, wohl auch Stöße mit dem Fuß. Ich kannte einen Schulknaben, dessen Ohren von den vielen Schlägen, die er darauf erhielt, fortwährend blauschwarz waren. – Sonntag, bevor man in die Kirche läutete, erschienen auch die Adjuvanten und es wurde noch einmal geprobt. – Wurde mit allen Glocken geläutet, so hatte der Diskantist die kleine Glocke zu ziehen. Stand er mit dem Glöckner auf gutem Fuße, so ölte dieser auch die Zapfen der kleinen Glocke mit dem Öle, das er zu diesem Zwecke vom Kirchenvater erhielt; wenn nicht, so ließ er sie trocken und dann konnte sich der Kleine die Lunge herausziehen.

* Alte Bezeichnung des für den Volksschullehrerberuf sich vorbereitenden Knaben. Siehe auch Anhang

Im Hause hatte der Diskantist – wenn der Schulmeister nicht verheiratet war – das Zimmer zu kehren, den Staub abzuwischen, dem Schulmeister die Schuhe zu putzen, das Geschirr abzuwaschen und das Esszeug rein zu halten. Letzteres bot keine Schwierigkeit. Der Bach war nahe, und so steckte man Gabel und Messer einige Male in den feuchten Sand und die Sache war erledigt.-

Im Dorfe hatte der Diskantist die Coquien zu bestellen und abzuholen. Es war damals Sitte, dass jeder ganze „Wirt“ den „Schülern“ eine „Kächen“*1 kochen musste. Wenn er sie am Vorabend bestellte, hatte er zur Bäuerin zu sagen: „Der Herr Schulmeister lässt euch bitten, Ihr solltet uns für morgen kochen.“ War die Bäuerin in der Lage es zu tun, so schnitt sie oft ein Stück Brot, „bähete“ es und schmierte es auf beiden Seiten, holte ein Kännchen Wein oder „Leier“ und gab dem immer hungrigen Knaben zu essen und zu trinken. War sie aber nicht vorbereitet, so musste man halt so lange bitten gehen, bis eine kochen konnte. Nahete der Mittag, so holte der Schulknabe die Suppe. War der Kot in den Gassen gerade zu tief, so kam es oft vor, dass dem Knaben die Schuhe in dem Kot*2 stecken blieben. Da geschah es denn oft, dass er weinend den „Zöcker“ mit der Suppe in der einen Hand, die kotigen Schuhe in der anderen Hand geschleppt brachte!

Was wurde nun gekocht? „Gemeinde-Heu“ (Bertramsuppe), „Galgennägel“ (Möhren), „Feuersteine“ (Rüben und Kohlrüben), „Gatchenbandel“ (Wassernudeln)! Dann und wann erschienen auch „Kugeln“ (Erbsen), deren Spottnamen nicht druckfähig ist. Diese Speisen wurden – mit Ausnahme der Wassernudeln – durchgängig bei Schweinefleisch gekocht. Da musste sich der Magen gar auf manches gewöhnen. Wer heikel war, durfte nicht Schulmeister werden wollen. Und doch war die Winterzeit, in der diese Speisen gekocht wurden, die glücklichste Zeit des ganzen Jahres. Man konnte sich doch e i n m a l des Tages satt essen. Aber die Herrlichkeit dauerte höchstens drei Monate. In den meisten Gemeinden waren in der Regel 60 bis 80 Hauswirte verpflichtet, in die Schule eine „Kächen“ zu liefern. Waren diese verzehrt, dann war Schmalhans Küchenmeister. Morgens ging der Glöckner voran in das Zimmer des Schulmeisters. Die Diskantisten folgten nach. „Wir bitten um ein Stückchen Brot!“ War der Schulmeister im Zimmer, so fiel das Stückchen klein aus. War niemand im Zimmer, so schnitt man sich ein Stück in der Größe eines „Pferdezahns“ oder einer „Büffelnase“. Dieses Frühstück bestand meist aus trockenem Roggenbrot, das oft so hart war, dass man sich daran die Mundhöhle wund aß.-

Es ist im Sommer 1857, „Was kochen wir heute?“ So fragt der Kantor den Schulmeister. Dieser „droast“ sich. „Ich bin dieser ewigen „Wasserkächen“ von Herzen satt und möchte einmal gerne Fisolen essen, aber woher nehmen und nicht stehlen?“ „Du Michel“, ruft mir der Kantor „gehe zu deiner Mutter. Ich lasse sie bitten um eine Schüssel voll Fissolen, bringe ihr auch bei, dass es gut wäre, wenn sie auch ein wenig Speck zum „risten“ gäbe. Siehe vielleicht findest du auch einen Zwiebel und bring ihn mit. Greife der Mutter auch in die „Salzramp“ und steck ein Stück Salz in die Tasche.“ „Du Hans“ – sagte er zum Glöckner- „Du gehst zur Burzin; ich ließe sie bitten um ein Häuptel „Kampest“*3 sie soll aber die „Gech“*4 nicht absehen – Wenn du von dort kommst, so laufe zur Schmiedin, sie soll dir eine Schüssel voll Pallukesmehl geben,“ – so etwa lebte man. Klagen und tadeln durfte man nicht. Auch war man ja nicht deshalb in den Schuldienst gegangen um sich zu mästen. „Wenn man Holz auf dir hacken sollte, darfst du mir nicht klagen“, sagte mein Vater, als ich in den Schuldienst eintrat.

*1 Eintopfsuppe

*2 Morast

*3 Sauerkraut-Kopf

*4 Krautsuppe

Jedem Bauern musste zu seinem Namenstag „vorgesungen“ werden. Natürlich durfte der Diskantist nicht fehlen. Sehr beliebt war damals die „Namens-Arie“.

Genieße was dir Gott beschieden
Entbehre gern was du nicht hast.
Ein jeder Stand hat seinen Frieden,
Ein jeder Stand hat seine Last!

War diese Arie zu Ende, so hielt der Schulmeister dem Bauern eine kurz gesetzte Rede und wünschte ihm alles Gute. Dafür erhielt er ein Geschenk von einigen Groschen. Noch während der Rede eilte der Kantor zum nächsten Bauern gleichen Namens und intonierte ganz allein:

Auf allen meinen Wegen
Begleite mich dein Segen
Daß ich vor dir stets wandle
Und dir gefällig handle.

Während dieser Solo-Kunstleistung trotteten der Schulmeister, der Glöckner, der Diskantist und einige Adjuvanten nach, um die eigentliche „Namens-Arie“ anzustimmen. War es nun um Martini, Stephan oder Andreas und die Instrumente und die Gurgeln eingefroren, so klopfte wohl mancher Bauer ans Fenster und rief die Armen hinein. Die Bäuerin machte dann etwas Wein warm, „bähete“ Brot und erquickte sie. Nun stampfte man oft die ganze Nacht im Schnee und Frost weiter. Konnte der kleine gebrechliche Diskantist nicht weiter, so hoben ihn die Adjuvanten auf und trugen ihn.- War die Arbeit vollendet, so wurde der Verdienst aufgeteilt. Sogar der Glöckner und der Diskantist erhielten einige Groschen, sogar einen „Zwölfer“ aus Kupfer, der so breit war, dass man jemandem damit den Kopf hätte einwerfen können.-

Es war im Herbst 1857. Ich hatte mir im Bache – der neben der Schule vorbei floß – ein Plätzchen ausgesucht, wo weiche Letten lagen. Ich tutschelte mit beiden Füßen in denselben und war bis zum Knie hinein gesunken. Da erschien der Schulmeister auf der Schultreppe und rief mich zu sich. Schnell wusch ich mir die Füße und eilte hin. „Siehe, das ist der Lohn, den du verdient hast!“ rief er, und reichte mir eine Zehn-Gulden-Note hin!! Im Sturm eilte ich damit zu meinen Eltern. Nie habe ich in meinem Leben glücklichere Menschen gesehen! Rosegger sagt: „Nur die Armen können wahrhaft glücklich sein!“ - -

Lukas Ehrlich bewarb sich zum viertenmal um die Schulmeisterstelle und erhielt sie nicht! Es waren zwei Einheimische vom Militär nachhause gekommen. Sie hatten im Jahr 1848 das Seminar verlassen und (waren) zum 23. Jägerbatallion gegangen. Der eine hatte es bis zum Oberjäger, der andere bis zum Unterjäger gebracht. Der erstere hatte die dritte Klasse des Seminars besucht, der andere die erste Klasse. Der Oberjäger wurde zum Schulmeister, der Unterjäger zum Kantor gewählt. Der ehrliche, fleißige Lukas Ehrlich war somit entlassen. Er zog in sein Heimatdorf Zied. - Seinen alten Laurentius-Kantor nahm er mit. Nach zwei Jahren erreichte diesen das Schicksal aller Kantoren. Da er alt war, wurde er nicht mehr gedungen. Er kam in sein Heimatdorf zurück, lebte noch einige Jahre als Tagelöhner und starb im Elend. –

Der neue Schulmeister behielt mich auch und gab mir zwölf gute Gulden als Jahreslohn! – Im Frühjahr 1858 starb meine gute Mutter, kaum 38 Jahre alt! Als sie den Tod herannahen fühlte, berief sie alle gesunden Kinder zum Sterbelager! Nur mich allein wollte sie nicht mehr sehen. Sie fürchtete bei meinem Anblick nicht ersterben zu können. „Ich sterbe ruhig, „ sagte sie zu meinen Geschwistern, „ihr seid „gerade“, ihr werdet euer Brot schon verdienen. Wie wird es aber dem armen Krüppel ergehen?“

Während sie aufgebahrt lag, gingen beide Bäche aus, flossen durch den Predigerhof und drohten das alte Holzgebäude mitzunehmen. Als wir die Mutter zu Grabe trugen und ich in dem fürchterlichen Kot schwer nachfolgen konnte, raunte mancher dem Nachbarn zu: „Der Prediger wäre sicher lieber hinter diesem gegangen!“

4. Johannisdorf

Es war wieder die Zeit gekommen, wo die Schulmeister umher gingen, um sich Subalterne zu suchen. Ich stak wieder im Bach bis ans Knie in den Letten. Da kam ein feingekleideter junger Mann über den Steg und fragte, welches die Schule sei. Ohne zu antworten, zeigte ich bloß mit der Hand. – Schnell eilte ich auch, um zu sehen was es da gäbe. Da hörte ich, dass der Fremde zu unserem Schulmeister sagte: „Ich höre du hast einen guten Diskantisten, könnte ich ihn sehen?“ „Dieser ist es“, sagte er und zeigte auf mich. „Der ist mir zu klein, den kann ich nicht brauchen“. „Aber eine gute Stimme hat er“, sagte unser Schulmeister, „Brot kann er sich noch nicht schneiden, aber die Dikta kann er alle auswendig, denn er dient schon zwei Jahre!“ Es war der junge Schulmeister Martin Müller von Johannisdorf, der nach mir gefragt hatte und mich nicht brauchen wollte! Nach etwa einer Stunde war ich dennoch aufgedungen und sollte fünfzehn gute Gulden Lohn erhalten. Am ersten November 1858 kam ein Johannisdorfer, lud meine Habseligkeiten auf den Wagen und führte mich fort nach Johannisdorf.

Der Dienst, den ich zu verrichten hatte, glich dem früheren auf ein Haar. Nur einige Musikstücke waren neu und wurden mit Leichtigkeit überwunden. Das Schulwesen in Johannisdorf lag seit mehreren Jahren sehr darnieder, der letzte Schulmeister war alt, ungebildet und leistete wenig. Mit der Pelzmütze auf dem Kopfe, die stinkende Knasterpfeife rauchend, ging er während des Unterrichts im Schulzimmer umher. Der „Bäcker Kantor“ taugte noch weniger. Im Sommer verrichtete er Dienstknechtsarbeit auf dem Pfarrhofe! Hinter zwei Büffeln, die Peitsche in der Hand, fuhr er auf dem Mistwagen durch das Dorf!! Der prächtige Schulgarten strotzte von Unkraut. Der schöne Platz vor dem Schulhause war mit Disteln und Nesseln bewachsen. War es da ein Wunder, wenn sich die Gemeinde auf diesen jungen Lehrer freute? Um ihn in den Ort zu bekommen, hatte man seinen Lohn erhöht. Geld war es nicht! Aber jede Wirtin kochte nicht eine, sondern zwei Präbenden* in die Schule. Auch hatte ihm die Kirchengemeinde einen Acker zur Benutzung überlassen und den Schulgarten vergrößert. Als im Frühling die Gartenarbeit vollendet war, sahen die Johannisdorfer ihr blaues Wunder. Der Schulmeister hatte ihn persönlich hergerichtet.

Die Disteln vor dem Schulhause waren im Winter ein prächtiges Futter für die Singvögel und in Masse kamen sie dahin! Der Glöckner und ich ermangelten nicht, ihnen Fallen zu stellen. Einmal hatte ich einen wunderschönen Grünling gefangen. Er gefiel auch dem Schulmeister und er befahl mir, auf denselben gut zu sorgen.- Eines Tages war der Käfig leer. Darüber war der Schulmeister empört. Er kam mit einem Haslinger und fragte barsch: „Wo ist der Vogel?“ Ich bekannte, dass ich ihn schon früher einem Knaben versprochen gehabt hätte. Dieser habe gesagt: „Wenn du mir den Vogel nicht gibst, so bist du ein Lügner!“ „Und du wolltest kein Lügner sein?“, fragte der Schulmeister. „Nein“, sagte ich weinend! – Sofort legte er den Stock nieder. Die Sache war erledigt! Es war am Christtag 1858.

An einem schönen Sommerabend lag ich vor dem Schulhause im grünen Grase, starrte in den Vollmond und betrachtete die zarten Lämmerwölkchen, die vorbei flogen. Da hörte ich im Zimmer des Kantors einen zarten unbekanntem Ton. Schnell sprang ich auf die Beine und lief hinein. Der Kantor hatte eine alte, braune Flöte mit einer Klappe, und suchte dem ausgetrockneten Instrumente einige Töne zu entlocken. Ich hatte noch nie eine Flöte gesehen. Als der Kantor sah, dass mir das Instrument gefiel, gab er mir dasselbe und ein Blatt Papier, auf dem sich die Tonleiter samt den notwendigsten Griffen befand. War das eine Freude! Nun wurde wacker geübt. Verirrte sich nach einiger Zeit eine Zigeunermusik oder ein Orgelmann ins Dorf – nach etwa zweimaligem Hinhören waren ihre sämtlichen Stücke mein Eigentum.

* Essensspenden

Flöte und Geige kamen selten zur Ruhe. Dabei wurde gesungen, gesprungen und getanzt ohne Aufhören. In den sechs Jahren meines kummervollen Krankenlagers war meine Lust und Freudigkeit zurückgedrängt worden. Nun ich gesund war und sichtlich gedieh, brach sie mit elementarer Gewalt hervor. Mein Lachen war geradezu unbändig. Auch meine Körperlichkeit war sehr zurückgeblieben. Als ich das Bett verließ, war ich ein Zwerg. Die damalige Schule in Johannisdorf stand an einem Berge. Weit ab und viel höher stand die Kirche. Inzwischen lag eine große Wiese. Jeden Morgen hatten wir mit dem Glöckner in die Frühkirche zu läuten. Wettlauf bis zur Kirche und Wettlauf bis zur Schule! Die viele Bewegung war ein Heil! Ich wuchs und gedieh sichtlich! Ich war bald ein großer Knabe geworden und brauchte mir nicht mehr das Morgenbrot vom Glöckner schneiden zu lassen! - -

Die etwa gleichaltrige Pfarrerstochter – Pepi- war eben aus der Stadt gekommen, wo sie den Tanzunterricht besucht und das Gitarrespiel erlernt hatte. Viel wurde gesungen. Ob ich wollte oder nicht, ich musste auch tanzen lernen. In den breiten Gängen des Pfarrergartens zwischen blühenden Blumen wurde gesungen und dazu getanzt. Tanzlehrerin war die herzige, lebenslustige Pfarrerstochter. Sie lehrte den schüchternen Diskantisten den „Schottischpolka“, den „Zappelpolka“ und den „Mazur“! Nach dem Unterricht wurde von allem, was der Garten bot, gegessen. Auch die Speisekammer kam oft an die Reihe! Geronnene Milch samt der Rahm war meine Lieblingsspeise. Zwei volle Jahre blieb ich in Johannisdorf und denke heute noch an diese schöne Zeit zurück. –

Im Sommer 1917 überbrachte man mir einen Gruß. Eine Dame sei im Homroder Bade. Sie sei krank und lasse mich bitten sie zu besuchen, denn sie wolle mich noch einmal sehen, bevor sie sterbe. Sie sei die Pepi aus Johannisdorf. Am selben Nachmittage, in größter Sonnenhitze, pilgerte ich hin, etwa sechs Kilometer weit. Auf dem Gange des Bades saß ein junges Mädchen. Ich sagte ihr wer ich sei, und warum ich gekommen wäre. „Ja, ja“, sagte sie. „Meine Großmutter hat Sie hierher gebeten. Sie war überzeugt, dass Sie kommen würden, denn sie hat Sie seit 57 Jahren nicht mehr gesehen! Ich melde Sie sofort!“ - Nach einigen Minuten kam schwerfällig eine alte kranke Frau daher geschlichen. Mit der rechten Hand stützte sie sich an einem Stock, am linken Arm wurde sie von der jungen Dame geführt. „Nun muß ich so Dich wieder finden?“ Wir erkannten und verstanden uns schnell, denn Kopf und Herz und Mund hatten wir noch an der richtigen Stelle. - - Die Sonne ging zu Rüste(?). „Nun, gnädige Frau“, sagte ich, „ich muß scheiden. Ich bin ein alter Mann und möchte Reps noch vor der Dunkelheit erreichen! Bevor ich aber scheide, muß ich Ihnen noch eine Geschichte erzählen, denn wir sind beide alt und sehen (uns) heute wahrscheinlich zum letzten Mal; - Als Kinder hatten wir gespielt, getanzt, gesungen und gelacht, unschuldig, denn wir waren Kinder. Als ich aber 27 Jahre alt war, da rührte sich etwas in der Brust. Mich marterte eine unbändige Sehnsucht Sie zu sehen. Ich war in Maldorf auf Besuch. Heimlich schlich ich mich fort und pilgerte nach Johannisdorf. Auf den hohen Berg, der dem Pfarrhof jäh gegenüber steht, kroch ich hinauf. Stundenlang stand ich droben und wartete, ob ich Sie etwa im Hof oder Garten erspähen könnte. Vergebens! Mit Lebensgefahr kroch und rutschte ich den steilen Berg hinab, schlich um den Garten, spähetete durch alle Ritzen. Umsonst! – Der Pfarrhof war wie ausgestorben. Mit schwerem Herzen ging ich von dannen!“ – „Und das sagen Sie mir erst nach 57 Jahren!“, rief sie dann.“ Warum sind Sie nicht hineingekommen? Unendlich glücklich hätte mich Ihr Besuch gemacht. Ich habe einige Jahre später geheiratet, bin eine reiche Frau geworden. Aber glücklich bin ich nie gewesen. Sie sind immer ein armer Musikdirektor geblieben, aber Sie haben besser, zufriedener und glücklicher gelebt als ich, trotz Reichtum und Großgrundbesitz!“ – Ich ging. Die Damen begleiteten mich einige Schritte. Am Abhange des Berges noch ein Gruß.- - Trübe Gedanken begleiteten mich.

„Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder,
uns hat er auch geblüht.

Und willst du mich noch einmal sehn
So steig hinauf auf Bergeshöhn
und schau hinab ins tiefe Tal.
Da siehst du mich zum letzten Mal!

Und ist dereinst dein Haar ergraut, so wirst du oftmals klagen
um ein vergangenes Glück vielleicht aus fernen Jugendtagen.
Wohl hast du einmal froh und frei gedacht, dass es stets so bliebe
Ach! Einmal blüht im Jahr der Mai, nur einmal im Leben die Liebe!“

Wir haben uns nicht mehr gesehen. Am 6. Juli 1919 ist sie im 73. Lebensjahre nach schwerem Leiden in Johannisdorf gestorben!

5. Felldorf

Die Zeit war wieder gekommen, dass die Schulmeister herum gingen um Subalterne zu suchen. Da erschien in Johannisdorf ein stolzer junger Mann. Er stack im Jägerkostüm, hatte die Doppelflinte auf dem Rücken und zwei Jagdhunde an der Kette. Es war der Schulmeister von Felldorf und war extra meinetwegen nach Johannisdorf gekommen. Er brauchte einen tüchtigen Diskantisten. Ich war ihm empfohlen worden. So gingen wir denn zusammen nach Maldorf zu meinem Vater. Ich wurde aufgedungen und sollte 17 Gulden an Lohn erhalten. Am ersten November 1860 zog ich nach Felldorf! –

Das Schulgebäude von Felldorf war geradezu mustergültig. Die Klassenzimmer waren geräumig, hoch, die Fenster groß, Subselien*, Luftheizung! Wohnen durfte niemand in den Klassenzimmern! Der Schulmeister wohnte im Stock. Ein Gang trennte die Wohnung vom Klassenzimmer. Der Kantor wohnte unten. Ich und der Glöckner wohnten im Winter im Vorzimmer des Schulmeisters. Das Quartier wäre ganz anständig gewesen. Wir mussten aber in den Winternächten die Jagdhunde beherbergen. Da sie unrein waren, war die Luft am Morgen fürchterlich verpestet! Im Sommer wanderten wir hinab in das dunkle Vorzimmer des Kantors. Schulmeister und Kantor waren Junggesellen und nie zuhause. Sommerschulen gab es damals nicht, und der Glöckner stack in den Flegeljahren, und ich begann in dieselben hineinzukommen. Langeweile und Hunger waren stets unsere Begleiter, und Torheiten waren die Früchte davon. Da die Kirchenmusiken in allen Gemeinden fast dieselben waren, hatten wir nichts zu lernen. Lektüre gab es nicht. Weder eine Zeitung, noch ein Buch! – Die Bibliothek des Schulmeisters bestand aus einem Kommersbuch!! –

Eines Tages kam der Glöckner und brachte eine Zeitung mit vielen Bildern. So etwas hatte ich noch nie gesehen. „Woher hast du das?“ fragte ich. „Wenn du nichts sagst, so will ich dir es mitteilen, und du kannst dir auch einige holen“. Und so erfuhr ich, dass neben der Küche des Pfarrers solche Schriften in Menge seien, auch erfuhr ich später, dass die Dienstmagd damit das Feuer anzünde. Damals – es war 1861 – sah man auf unsern Dörfern zum erstenmal die großen Brahmaputra-Hühner. Als ich in die Kammer schlich, saß die gelbe große Henne auf dem Bette der Dienstmagd, um ihr rötliches Ei zu legen. Ich ließ sie ungestört, stieg auf das breite Brett, welches am Plafond an starken Seilen hing und suchte nach Schriften. Da trat der Herr Pfarrer in die Kammer, streichelte die schöne Henne und ging wieder hinaus ohne mich gesehen zu haben. Schnell steckte ich zwei Bücher in den Busen, und da ich barfuß war, schlich ich mich leise hinaus. Beide Bücher waren nicht eingebunden, ja nicht einmal aufgeschnitten. Sie sollten den Flammen übergeben werden, ohne dass man wusste was darinnen stand.

* Schulbänke

Der Glöckner schnitt mir die Bücher auf und ich begann zu lesen. Lieber Himmel, so etwas war mir noch nicht in die Hand gekommen! Es war eine Geschichte des Freiheitskrieges. Ich glaubte die Geschichte zu kennen! Kannte ich doch den Abraham, Isak, Jakob samt allen seinen Söhnen, kannte ich auch die 16 Propheten und 12 Apostel aber in dem Buch, das sich Geschichte nannte, kam kein einziger von diesen großen Männern vor. – Napoleon, Blücher, Gneisenau, Stein, Arndt, Körner u.dgl. Namen fand ich hier. Die Geschichte gefiel mir derart, dass ich mich heute noch mit Freuden daran erinnere und meine Liebhaberei für Geschichte und Literatur auf diese Zeit zurückführe. –

Das andere Buch war ein heimisches Drama: „Hans Benkner“ und spielt in Kronstadt. Wenn ich in diesem Buche las, sperrte ich die Thüre zu um nicht gestört zu werden, denn die Handlung war so spannend, dass, wenn ein Akt aus war und am Schluß die Bemerkung stand „der Vorhang fällt“, so weinte ich bitterlich! Man musste sich hüten, in Gegenwart des Glöckners vom Schulmeister etwas Unziemliches zu reden, denn der Glöckner steckte es ihm sogleich. Der Schulmeister hatte den Adjuvantenchor zu leiten. Nun fiel es ihm bei einem Tanz zu komponieren. Er mochte sich quälen wie er wollte, das Zeug klang fürchterlich. Da sagte ich im Vertrauen zum Glöckner: „Das ist eine schwache Arbeit! Ich glaube, ich würde etwas besseres machen können!“ – Der Schulmeister wohnte im Stock, wir wohnten unter ihm. Wann er einen von uns haben wollte, stieß er mit dem Gewehrkolben auf den Fußboden. Da wurde ich gerufen! Am Stoß hörte ich, dass der Schulmeister zornig sei. Gleich ahnte ich, dass mich der Glöckner verraten hatte. Ich stellte mich bescheiden hinter die Türe und wartete der Dinge, die da kommen sollten. „Ich gehe heute auf die Jagd“, sagte der Schulmeister barsch. Abends komme ich nachhause! Bis zu dieser Zeit sollst du einen Schottisch-Polka komponiert haben. Wehe dir, wenn er nicht gut ist!“ – Ich schlich mich traurig hinab. Ich hatte noch nie einen Versuch gemacht! Auch hatte ich weder Tinte noch Papier, weder Blei noch Schiefertafel. Was sollte ich anfangen? – Vor einigen Tagen hatte man das Zimmer ausgeweißt. Der große Plattenherd war noch ungeputzt. Ich suchte im Ofen nach toten Kohlen und fand einige. Nun war mir geholfen. Ich zog auf dem Plattenherd Notenstriche und komponierte den ersten Teil! Ich wollte meine Geige holen, aber es waren keine Saiten darauf. So nahm ich denn meine Flöte, stellte mich vor den Plattenherd und blies so lange, bis ich den Teil auswendig wusste. Nun löschte ich ihn aus und komponierte den zweiten Teil. – Abends kam der Schulmeister nachhause und stieß mit dem Gewehrkolben auf den Fußboden. Ich schlich mich hinauf, stellte mich mit meiner Flöte hinter die Türe. Der Schulmeister stimmte die Gitarre und ich begann: Sein Gesicht erheiterte sich. Ich musste wieder und wieder beginnen. „Das ist prächtig“, sagte er. Sein Zorn hatte sich gelegt und jedes Mal wenn er Besuch hatte, musste ich erscheinen und vorspielen, denn er war stolz auf seinen Diskantisten! – Überall wo ich bis noch gedient hatte, waren am Hause des Pfarrers Glöckchen angebracht. Wurde dieses geläutet, so musste der Glöckner auf dem Pfarrhof erscheinen und die Befehle entgegennehmen. Oft waren es „amtliche“, Schriften, die er in eines der Nachbardörfer zu tragen hatte. Diese Schriften wurden meist in hölzerne Lädchen getan, welches mit einem Schieber versehen war. War der Glöckner verhindert, oder hatte er auf dem Pfarrhofe dringenderes zu tun, so musste der Diskantist einspringen. So kam es, dass man sich in der Umgegend mit allen Glöcknern und Diskantisten kennen lernte. Traf man nun auf dem Seminare wieder zusammen, so war man schon befreundet, und diese Freundschaft dauerte oft das ganze Leben hindurch. – Das Pfarrerglöckchen läutete. Der Glöckner war nicht zu Hause. Es sollte ein „Amtslädchen“ nach Zendrisch getragen werden. Ich übernahm es und trottete in einem Feldweg dahin! Schwer war das Lädchen. Es mussten viele heilige Schriften darinnen sein. Und Siegel waren darauf unzählige! Auf dem freien Felde wurde getanzt, gesungen und gesprungen. Da plötzlich entschlüpfte mir das Lädchen, die Siegel springen entzwei und ein dickes Buch fällt heraus. Da sich die Pappeln aufthun, lieber Himmel was sehe ich? Abgeschnittene Hände, Füße und Menschenköpfe, aufgeschlitzte Menschenleiber, ausgestochene Augen, geschundene Menschen, ja sogar menschliche Knochengerüste grinsen

mich an. Hin war der Jubel. So erschreckt bin ich in meinem Leben nicht mehr geworden. Ich steckte das fürchterliche Buch ins Lädchen, rannte damit ins Dorf und übergab es weinend dem Pfarrer. Der sah meine Bestürzung, tröstete mich und ersuchte die Frau Pfarrerin mir ein Glas Wein zu bringen.

Der Herr Pfarrer von Felldorf wünschte, wenn wir von Zendrisch zurückgekommen seien, sollten wir es auf dem Pfarrhof melden. Warum das geschehen musste, war uns unerklärlich. Trugen wir auch nach Rode, Nadosch und Zuckmantel „ämtliche“ Schriften, von hier aber hatten wir nichts zu melden. – Ich hatte mich von meinem Schrecken noch nicht erholt, auch hatte ich ein böses Gewissen. Ich fürchtete, die zerbrochenen heiligen Siegel könnten mich ins Zuchthaus bringen. Da läutet das Pfarrersglöcklein. Ich gehe zögernd hin. „Du hast wieder vergessen dich zu melden und den Gruß von Zendrisch zu überbringen“, herrschte mich der Pfarrer an. Die Frau Pfarrerin sitzt am Fenster und näht. „Micheli mein Kind“, sagte sie, „hat sich der Herr Pfarrer von Zendrisch nicht empfehlen lassen?“ „Nein“, sagte ich, „er hatte keine Zeit, denn im Hofe waren 20 Wagen mit Weinfässern und er hatte sehr viel zu tun!“ Da ließ sie die Handarbeit fallen, schlug die Hände überm Kopf zusammen und weinte bitterlich. „Siehst du Schatz“, sagte sie zum Herrn Pfarrer, „der schlechte Z. „zokert“ die Weinkäufer alle hin, er wird ein reicher Mann, wir aber kommen zu nichts!“ – Als ich dem Glöckner meine Erlebnisse erzählte, lachte er aus vollem Halse und sagte: „Und wenn ich auch nicht einen Pferdehuf auf dem Pfarrhof in Zendrisch erblicke, so werde ich doch immer melden, wenigstens zehn Wagen mit Weinfässern gesehen zu haben!“ - -

Hunger soll der beste Koch sein. Wenn er aber nichts zu kochen hat, was dann? Er geht betteln und stehlen. – Im Winter ging die Sache ganz gut. Auch in Felldorf kochte jede Bäuerin zwei Präbenden und lieferte ein Brot in die Schule! Damals lebten selbst die Jagdhunde gut. Das bisschen Kukurutz, das der Schulmeister an Sabatalien erhielt, wurde gemahlen und den frischen Palukes davon gekocht. Kam aber das Frühjahr, so hatte die Herrlichkeit ein Ende! – Unser Schulmeister war ein Jäger. Bevor er auf die Jagd ging, übergab er dem Glöckner ein Stückchen Speck, so lang und breit wie ein Finger und etwas Brot. „Kocht auf Mittag etwas. Es wäre gut, wenn auch für mich etwas übrig bliebe.“ Nun warf er sich die Doppelflinte auf den Rücken, nahm sich die beiden Hunde und ging. – Etwas Mehl zur Einbrenn wurde gebettelt. Alles Übrige nahmen wir aus den Gärten, Feldern und Weinbergen der Bauern. Nun kam es oft vor, dass der Schulmeister irgendwo eine Jagdgesellschaft antraf und die ganze Woche ausblieb. Zwar erbarmte sich unser die Frau Pfarrerin, ließ eine gebrannte Palukes bereiten und schickte sie mit einem Topf Milch in die Schule! Der Glöckner schaffte auch manchmal Rat. Einmal kam er, hatte die Taschen voll Eier und ein Stück Speck dazu. Eine Bäuerin hat im rückwärtigen Schopfen zu tun. Der Glöckner sieht sie hingehen. Schnell schlüpft er ins Zimmer. Auf dem Tisch liegen Speck und Eier. Schnell steckt er alles ein und verschwindet, ohne von der Bäuerin gesehen zu werden. – Ein andersmal brachte er ein Taschentuch voll gedörrter Pflaumen. Ein Bauer hatte in seine Burgkammer auf dem „Hahnenbalken“ eine große Truhe mit gedörrten Pflaumen versorgt. Der Glöckner hatte sie entdeckt. Ehe der Bauer etwas ahnte waren sie verschwunden! – auch ein schlechtes Jahr nimmt füglich ein Ende! -

6. Rode

Rode war der Ort wo man am meisten in Musik lernen konnte. Deshalb brauchte der Schulmeister keine Subalternen zu suchen, sie wurden ihm angetragen und jeder der ankommen konnte, war stolz darauf. Und so ging mein Vater nach Rode und trug mich dem Schulmeister an. Dieser hatte viel Rühmens von mir gehört. Er nahm mich als Diskantisten an und zahlte mir 20 Gulden an Lohn! Am ersten November 1861/2 verließ ich Felldorf und zog nach Rode. Die Roder Schule, sowohl als auch die Kirche, erfreute sich eines ausgezeichneten Rufes. Die Seele des Ganzen war der Pfarrer. Er war ein alter Junggeselle und ein Sonderling. Aber Kopf und Herz hatte er auf dem rechten Fleck! -

Die Kirchenorgel sagte ihm nicht zu. Ohne das Presbyterium viel zu fragen, verkaufte er sie. Er ließ seine zwei Füchse anspannen, fuhr zur nächsten Bahnstation – Großwardein – zog nach Hamburg und ließ sich die große Orgel vorspielen. Die Register, die ihm gefielen und für seine Kirche passten, notierte er sich. Bald war die neue Orgel in Rode fertig gestellt! Der Organist hatte an Tüchtigkeit weit und breit seinesgleichen nicht. Der Pfarrer ließ ihm auf seine Kosten aus Deutschland die besten Musikalien bringen! Der Schulmeister musste in der Kirche der tüchtigste Violinspieler sein! Ihn hatte sich der Pfarrer ausgesucht und angestellt. Als das Presbyterium interpellierte, warum man in Rode den Schulmeister nicht auch auf ein Jahr dinge wie in den Nachbargemeinden, fragte er barsch: „Habt ihr den Schweinehirten gedungen?“ Als sie bejahten, meinte er: „Das ist eure Sache! Die Schule und der Schulmeister aber ist meine Sache!“

Der Pfarrer war ein ausgezeichnete Kanzelredner und tüchtiger Musiker. Dem Schulmeister ließ er auch aus seiner Tasche die besten Musikalien holen. Die Subalternen mussten in der Kirche die besten sein. Die Kirchenmusik war mustergültig. War es da zu verwundern, wenn der Kirchenbesuch ein enormer war? War der Gottesdienst aus, so brauchte es lange Zeit bis sich die Kirche entleerte und zwar unter dem wunderbaren Spiel des Organisten. Der Pfarrer blieb ruhig im Gestühl sitzen. Das Orgelpersonale durfte nur zuletzt die Kirche verlassen. So hatten wir jeden Sonntag einen herrlichen Genuß. Übersah man die Masse der Kirchengänger, so glich sie einer Völkerwanderung! —

Der Garten des Pfarrers grenzte an die Schule. In einem Klassenzimmer hielten wir Musikprobe. Die Sache klappte nicht, und es war Sonnabend. Der Pfarrer ging im Garten spazieren. Er ließ mit seiner tiefen Bassstimme oft unartikulierte Laute der Unzufriedenheit hören.“ Vermaledeit!“, rief er endlich. „Sie haben wieder zu wenig Proben gehalten. Sie sind doch keine Künstler. Die Primadonna, die 30.000 Gulden verdient, besucht zwar nur eine Probe! Glauben Sie denn mit einer Probe auch genug zu haben? Beethoven würde sich im Grabe umdrehen, wenn er hörte, wie sie seinen Christus am Ölberge misshandelten. Dazu krächzt der Konrektor das schöne Tenorsolo nur. „Jehova du mein Vater“ muß ganz anders gesungen werden. Geben sie die Stimme dem Michel, der wird sicher besser singen.“ Das war eine große Ehre für mich! Als ich am Sonntag mit dem Solo begann, zitterte ich am ganzen Leibe! Der Pfarrer nickte oft zufrieden, schließlich weinte er! – Nach der Kirche berief er mich zu sich, schenkte mir einen guten Gulden, belobte mich und versprach, mich nach Wien ins Konservatorium zu schicken. Mein Vater war zum Pfarrer zitiert, der Tag der Abreise war bestimmt. – Da öffnet sich das Tor! Es erscheint des Pfarrers Neffe und Universalerbe. Es wäre zu schön gewesen. – Es hat nicht sollen sein.-

Da die Sache mit dem Konservatorium verunglückt war, wollte mein Vater doch ein Übriges für mich tun. Er ging zu dem Organisten und bat, er solle mich im Klavierspiel unterrichten. Um die Bezahlung solle er sich nicht kümmern, sie würden sich schon „verkommen!“ War das für mich eine Freude! Einer von den Schülern des Organisten erzählte, dass ihm sein Vater für ein Zicklein das Klavier gekauft habe. Dieses sei in der Nachbargemeinde Zendrisch; wenn ich es haben wollte, so könnte ich mir es abholen. So machten wir uns dann mit dem Glöckner auf den Weg.

Wir nahmen einen Strang und einen starken Knittel* mit. Das Klavier wurde an den Knittel gebunden. Wir nahmen es auf die Achseln und schleppten es etwa zwei Stunden weit. Aber o weh! An dem Instrumente waren keine Saiten. Auch die dreieckigen Blechstücke, die als Hämmer dienen sollten, waren verloren gegangen! Was war zu tun? Betrübten Herzens schleppten wir es auf den Boden und haben es nie angerührt. Aber ein ungeheurerer Lern-Hunger hatte sich meiner bemächtigt. Stundenlang saß ich vor meinem Kasten und spielte als wäre es ein Klavier! Nun kam der Tag an dem ich den Unterricht besuchen sollte! Ich konnte die Stunde kaum erwarten. Endlich! Ich stellte mich vor die Türe. Die Türe stand offen und ich konnte hören und sehen. Ein Schüler saß vor dem Klavier, neben ihm stand der Organist. Der Knabe mag nicht genügend geübt haben, denn der Organist hieb ihm mit der derben Hand so gewaltig an den Kopf, dass er vom Stuhle herunter fiel. Ich dachte: „Wie gerne möchtest du diese Schläge aushalten, wenn er dich nur unterrichten sollte“ Als mich der Organist an der Türe gewahrte, rief er im selben Zorn: „Du Maulaff, was stehst du da, sieh dass du fort kommst, sonst hau ich auch dir einige herunter!“ Das war klar ausgesprochen. Ich ging betrübt von dannen und dachte: „Dein Vater hat die Sache nicht gut bestellt. Mit dem „Verkommen“ geht es nicht, die Stunde kostet halt sechzehn gute Kreuzer und der Organist fürchtet, nichts zu bekommen! –

7. Bogeschdorf

Mein tüchtiger Schulmeister, bei dem ich bereits zwei Jahre in Johannisdorf gedient hatte, war in die stattliche Gemeinde Bogeschdorf berufen worden. Er berief mich wieder zu seinem Dienst. Nun endlich sollte ich nicht mehr Diskantist, sondern Glöckner sein. Auch hatte ich nur bis Ende August zu dienen, denn am ersten September 1863 sollte ich die „hohe Schule“ in Schäßburg besuchen. Ich erhielt dennoch 30 Gulden an Lohn.-

Der Glöckner war eine Persönlichkeit. Er war der erste Vorgesetzte des Diskantisten und manchmal auch der Tyrann desselben.

Der Dienst des Glöckners im allgemeinen war folgender: Im Choral hatte er den Kantor zu unterstützen. Wurde Musik in der Kirche gemacht, so sang er die Altstimme. Die Noten musste er frisch erlernen, denn die Altstimme hatte damals andere Noten als der Sopran. Hatte der Kantor – der sonst die zweite Violinstimme spielte, ein Solo zu singen, so spielte der Glöckner die zweite Singstimme.

Über den Turm und über die Glocken war er unumschränkter Herr. Zum Läuten ließ er nur den Knaben zu, dem er gewogen war. An gewöhnlichen Winterwerktagen musste er den Turm *viermal*, an Wintersonntagen *sechsmal* besteigen. Das unangenehmste Läuten war – von Martini bis Georgi – morgens um 5 Uhr. Nicht immer hatte er Zeit sich anzukleiden. Oft lag er noch im Bette, wenn die Turmuhr schlug; dann sprang er vom Lager, schlüpfte in nackte kalte Schuhe, stülpte das Röcklein über und lief – ohne Hosen – in die kalte Nacht hinein. Daß er den ganzen Winter fortwährend aus einer Erkältung in die andere fiel, ist selbstverständlich. Aber Hülfe war immer nahe. Hatte er sich die Ohren verkühlt, so fand sich schon im Dorfe eine alte Frau, die das „Raten“ verstand. Sie legte seinen Kopf in ihren Schoß, fuhr einige Mal mit beiden Daumen um seine Ohren herum, lispelte einige Sprüchlein und heilte ihn damit.-

Hatten sich ihm die Mandeln herabgelassen, so fand sich wohl ein handfester Bauernbursche der ihm ein Handtuch um den Hals schlug, ihn an demselben einige Male im Fußboden des Schulzimmers herum schleifte, um dieselben wieder an ihre Stelle zu drücken. Hatte er gar Kolik; so fand man schon eine Mauerziegel, Diese wurde gekratzt und der Staub mit Wasser getrunken. Alle diese Kuren waren radikal.

* Knittel = Knüttel = Knüppel = Stock

Das Läuten morgens 5 Uhr und abends 8 Uhr mögen unsere Vorfahren aus der katholischen Zeit mit herüber genommen haben und hatten damals jedenfalls einen religiösen Zweck. Heute dient dieses Läuten nur praktischen Zwecken. Dauert nämlich dem Bauern der Winterabend gar zu lange, so legt er sich auf die Bank und schläft. Läutet nun der Glöckner um 8 Uhr, so weckt ihn seine Eehälfte auf, damit er noch einmal sein Vieh füttere. Wird morgens um 5 Uhr geläutet, so steht der Bauer wieder auf um sein Vieh zu füttern. Im Schulzimmer aber wird es lebendig. Die Kinder der größeren Klasse versammeln sich, tollern im dunkeln- nur vom Feuer des lutherischen Ofens erhellt – Schulzimmer über Bänken und Tischen herum! – Endlich, Schlag sechs Uhr, erscheint der gestrenge Herr Schulmeister. In der einen Hand hat er den Leuchter mit der Talgkerze samt „Lichtschneutze“, in der anderen den obligaten Stock; unter dem Arm hat er die „zweimal 52 biblische Geschichten“. Es wird Ruhe; der Unterricht beginnt.

Starb jemand im Dorfe, so hatte der Glöckner, zusammen mit dem Diskantisten, mit der „Median“ eine volle Stunde zu läuten. Dafür erhielten sie ein halbes Brot, ein Stück Speck und ein Glas Wein. Starb sogar ein Presbyter, so erhielt der Glöckner aus dem Trauerhause extra noch eine Unterhose, ein Hemd und ein Handtuch! Noch hatte er dafür zu sorgen, dass, wenn im Sommer eine Wolke nahete und zu donnern begann, sofort mit allen drei Glocken geläutet werde.- Umsonst kämpften Pfarrer und Lehrer gegen diesen Aberglauben: Da sie die Behörden – geistliche und weltliche – im Stiche ließen, so wurde eben weiter geläutet. Viele Leute glaubten, dass die Glocken noch beim Guß die magische Kraft erhalten hätten, die Wetter auseinander zu treiben. Einmal hatte der Pfarrer eines Dorfes dem Glöckner verboten in der Nacht gegen das Wetter zu läuten. Da erbrachen die Bauern mit Äxten die Türe des Turmes, fluchten fürchterlich und läuteten die ganze Nacht hindurch und drohten, jeden vom Turm hinab zu werfen, der sie hindern würde. Wenn nun der Zufall es so gefügt hätte, dass Hagel gefallen wäre, so wären Pfarrer und Lehrer ihres Lebens nicht sicher gewesen.

War dieses Wetterläuten auch ein Unsinn, so hatte dennoch der Schulmeister seinen Nutzen davon, denn der Bauer zahlte dafür das „Wetterläuten-Achtel“, dieses „Achtel“ konnte so groß sein, wie es immer wollte, der Bauer zahlte es gerne.

Im Herbst kaufte dann der Schulmeister einen irdenen Topf von etwa zwei Maß Inhalt. Er schickte denselben zum Richter, damit er geeicht werde. Schien er demselben denn doch zu groß, so bohrte er an einem Orte desselben ein Loch und erklärte, dass der Topf nur bis ans Loch mit Most gefüllt werden dürfe. Oft verstopfte sich aber dieses Loch und der Bauer füllte nun den Topf bis zum Rande. Ein heiliger Mann soll einmal gesagt haben: „Das Volk will betrogen sein, also betrügt es“. Der Schulmeister führte sich für das Wetterläuten ein Faß Wein nachhause. Auch der Glöckner ging nicht leer aus; er durfte sich von jedem Bauern etwas Most in sein Tintenfaß erbitten. Er erhielt auch in der Tat oft so viel, dass er sich für den Erlös vom Armenier ein Paar Hosenträger kaufen konnte.-

Der Glöckner hatte auch die Pflicht, den Deckel vom Taufbecken aufzuheben und Wasser in das Becken zu schütten. Dafür warf man ihm in Rode für ein Mädchen zwei, für einen Knaben drei Kreuzer ins Taufwasser. –

Für die Schule hatte der Glöckner auch das Brennholz zu hauen. Im Winter hatte dieses wenig zu bedeuten, denn jedes Kind hatte, wenn es vormittags und nachmittags in die Schule kam, je ein Scheit Holz mitzubringen und in die „Hell“ zu werfen. Das reichte aus und man konnte sogar etwas für den Sommer sparen –

Jeder Bauer hatte die Pflicht einen Laib Brot in die Schule zu liefern. Der Glöckner hatte die Aufgabe, dasselbe „auszutreiben“! Dieses Brot war an manchen Orten geradezu erbärmlich. Der Glöckner musste es gut anfassen, denn entschlüpfte es ihm, so zerfiel es in mehrere Stücke. Es bestand nämlich aus Roggenmehl mit vielem Kukuruzmehl gemischt! Einmal brachte er ein solches Brot. Vor der Gassentüre entfiel es ihm, kollerte den Berg hinab, und zerteilte sich in drei Teile. Der Glöckner klatschte in die Hände und rief: „Schau, schau wie

der „Male“ laufen kann, es muß ihm warm geworden sein, denn er hat den „Zonder“ (Mantel) ausgezogen!“

In den Fastenwochen musste sehr viel Himmelbrot gebacken werden, und der Glöckner war es, der es herstellte. Oft dauerte die Arbeit viele Wochen lang. In vielen Orten wurde nämlich am Gründonnerstag und am ersten Ostertag Himmelbrote in großen Buschen unter die Gemeindeglieder verteilt. Tag und Nacht saß nun der arme Glöckner im Hause des Kirchenvaters und quälte sich mit dem oft sehr verdorbenen Himmelbroteisen ab. Er scheuerte es mit der Sohle eines abgetragenen Schuhs und schmierte es mit einer Speckschwarte. Wollte es dennoch nicht parieren, so stieß er es auf den Fußboden, schimpfte sehr und schwitzte fürchterlich. Neben ihm saß der Diskantist mit der Schere *in*, und Beulen *an* der Hand und schnitt die „Dozen“ vom Himmelbrot. Dann und wann schickte nun der Glöckner einen Teller voll solcher „Dozen“ in die besseren Häuser und erhielt als Gegengabe eine Flasche Wein!

Auch am Hause des Bogeschdorfer Pfarrers war ein Glöckchen angebracht. Wurde dieses geläutet, so musste ich erscheinen und die Befehle entgegennehmen. Oft waren es ämtliche Schriften, die in eine Nachbargemeinde getragen werden mussten. Bei Tage und bei gutem Wetter war die Sache ganz angenehm. In dringenden Fällen – beim Tode eines Pfarrers – mussten die Briefe auch in der Nacht befördert werden.

Ich war also Glöckner. Mir unterstellt waren zwei Diskantisten aus sehr guten Bauernhäusern. Die Eltern dieser Kinder wünschten, ich solle die Kinder schöne Liedchen singen lehren. Wie würden sie sich freuen und stolz sein, wenn wir abends auf der Schultreppe sitzen und singen würden. Auch wollten sie eine Gitarre kaufen und fragten mich, ob ich dieses Instrument traktieren könnte. Nun hatte ich ein Instrument in den Händen gehabt. Dennoch machte ich eine Miene, als ob ich ein großer Künstler wäre. Der Bauer spann vier stattliche Pferde an und wir fuhren nach Mediasch. Ich wurde als Sachverständiger mitgenommen. Auf dem Wege band ich mir einen Finger und erklärte, mich fürchterlich geschnitten zu haben. Der Instrumentenhändler spielte etwas Gitarre. Ich wählte eine aus, und der Bauer bezahlte. Umsonst bat der Bauer auf dem Heimwege, ich solle wenigstens einige Griffe machen. Standhaft zeigte ich meinen gebundenen Finger. Zuhause angelangt, bat ich den Schulmeister mir das Instrument zu stimmen und mir einen leichten Akkord zu zeigen. Die Kinder wurden in den Schulhof geschickt um Reisigholz in Ordnung zu legen. Nach einer Stunde waren sie fertig. Ich hatte in der Zeit die Begleitung eines Liedes eingeübt und der Unterricht konnte beginnen. „Ist der erste Schritt getan, reiht der zweite leicht sich an!“ – Waren die reichen Bauern stolz auf ihre Söhne! Ich genoß Ehre und Ansehen! –

Ende August spann mein Vater seine zwei Ochsen an um mich von Bogeschdorf abzuholen und nach Schäßburg zu fahren. Meine Großmutter begleitete ihn. Als sie aus dem Hohlweg heraus fuhren, welche Überraschung! Vor ihnen lag das Dorf in heiterem Sonnenglanze. Nun waren die armen Leute überrascht, als ich ihnen sagte, dass wir gerade in eines der vornehmsten Häuser zu Gaste geladen seien. Die Ehre, die ich hier genoß, war ihnen unfassbar. Am nächsten Morgen trauriger Abschied! Blumenkränze, Sträuße, Tränen! – Aus dem Knaben war eben ein Jüngling geworden. - Von Mut und Hoffnung beseelt, fuhr ich langsam einer dunkeln Zukunft entgegen! -

8. Schäßburg

Nach der Heimreise von Bogeschdorf, blieb ich zwei Tage im Elternhause. Nun packte mein Vater meine wenigen Habseligkeiten auf einen Ochsenwagen, um mich auf die „Hohe Schule“ nach Schäßburg zu führen. Auf der langen Fahrt hatte er Zeit genug, um mir gute Lehren zu geben. Darin war er geradezu unerschöpflich. Er erzählte mir auch, dass er in den dreißiger Jahren studiert habe. Er habe aber seinen Vater keinen Heller gekostet. Ja, er sagte sogar, dass er Geld nachhause geschickt hätte. Nun wünschte er, dass ich auch in seine Fußstapfen treten möge. Das waren traurige Aussichten. –

Auf der Steilau hielt der Wagen. Der Anblick der Stadt mit ihren Ringmauern und alten Türmen überraschte mich. Mein Vater zeigte auf den Schulberg und erklärte mir seine Gebäude. „Siehe mein Sohn“, sagte er, „da oben sollst du nun wohnen. Führe dich so auf, dass du uns keine Schande machst, und Sorge dafür, dass du dein ganzes Leben immer mit Liebe und Freude an diesen Ort zurück denkst“.

Nun fuhren wir in die Stadt ein. Unser Absteige-Quartier war kein Hotel. Ein Dorfprediger mit 36 Gulden Jahresgehalt und reichem Kindersegen darf sich einen derartigen Luxus nicht gönnen. Ein uns bekannter Bürger in der Baiergasse war so gefällig, uns mit dem Wagen in den Hof hinein zu lassen. Wir schliefen auf dem Wagen unter freiem Himmel. Morgens in aller Frühe weckten uns eigentümliche Klänge. Es waren nur zwei Töne, der Grundton und seine Oktave die geblasen wurden, aber die klangen mir so schön, dass ich glaubte, nie etwas Schöneres gehört zu haben. Schnell lief ich zur Gassentür. Da ging die Kuhherde vorbei und der Künstler war der Hirt, sein Instrument war ein einfaches Kuhhorn!

Die Aufnahmeprüfung war vorüber! Wir Angemeldete waren alle – 14 an der Zahl – als Seminaristen angenommen worden. – Nun hieß es: Einen schwarzen Anzug bestellen. –

Früher trugen die Studenten, die auf der Schule wohnten, im Dienst die Toga, daher hießen sie auch Togaten. Als ich die Schule im Jahre 1863 bezog, war die Toga jedoch abgeschafft und ein schwarzer Anzug ersetzte sie. Unser Wirt hatte die Gefälligkeit, um einen Schneider zu schicken. Er empfahl uns denselben mit der bestimmten Äußerung: „Der versteht's!“ – Warum zwinkert der Schneider dem Kaufmann zu und flüstert so geheimnisvoll? – Mein Anzug war gekauft. Er war zwar nicht fein, aber teuer. Für einen „Fuchs“ ist er aber gut genug. – Sieh da kommt mein Kamerad, der W. aus Zendrisch. Da er aber gar so klein und schwächling war, nannten wir ihn spottweise „Herkules“. Ich hatte ihn noch vor Jahren kennen und lieben gelernt. Ich war Diskantist in Felldorf und er in Zendrisch. Er war ein guter Zeichner und lustiger Kauz. Einmal hatte er, ohne Vorlage, einen Rauchfangkehrer gezeichnet. Das Bildchen war so possierlich, dass ich fast in einen Lachkrampf verfiel. Seit dieser Zeit waren wir Freunde! – Er brauchte auch einen Anzug und trat herein. Mein Schneider wurde auch der seine. „Ehrwürdiger Herr Bruder“, sprach der alte Zendrischer, „wie viel Ellen braucht dieser Kleine zu einem Anzug?“ „Er braucht auch so viel wie dieser“, sprach der Schneider und zeigte auf mich. „Ach Herrje, Ehrwürdiger Bruder, mein Knabe ist ja nur halb so groß als der“. „Das tut nichts“, sagte der Schneider „was mehr ist, fällt unter die Schere!“ Der Bauer, der nicht verstand, was diese Rede bedeute, sagte: „Ach verzeihen Sie, ehrwürdiger Herr Bruder, wir dumme Bauern verstehen halt gar nichts!“ – Der Schneider kaufte, der Bauer zahlte. Als wir die Anzüge abholten, da waren die Hosen zu kurz, die Röcke zu eng; für die Westen hatte der Stoff hat nicht gereicht.

Was war da mit dem teuren Stoffe geschehen? Er war unter die Schere gefallen! - -

So waren wir denn Studenten. Es war eine merkwürdig zusammen gewürfelte Gesellschaft, die da oben zusammengelassen war. Da sah man gewesene Diskantisten, Glöckner und Kantoren, die mitunter über 20 Jahre alt waren. Zum wiederholten Male kamen sogar verheiratete Schulmeister. Es waren nämlich solche, die „das Ei gelegt hatten, ohne das Nest fertig gebaut zu haben“, oder mit andere Worten: es waren solche, die sich als Schulmeister hatten anstellen lassen, die sich verheiratet hatten und Familienväter waren, ohne jedoch die

Schlußprüfung gemacht zu haben. Da sie ohne diese Prüfung nicht bleibend angestellt werden konnten, so entschlossen sie sich, nachträglich das Versäumte nachzuholen.

Da die Seminaristen vom Militär befreit waren, so trotteten oft auch große Bauernburschen mit fürchterlich breiten Hüten und langen schweren Schuhen den Berg hinan. Sie wollten meist nur vom Militär befreit werden. Manchem kam der Appetit während dem Essen; er absolvierte und wurde Schulmeister. Andere blieben einige Jahre, gingen nachhause und wurden Bauern. Im ersten Schuljahr musste jeder „Fuchs“ die ordinären Dienste verrichten. Zweimal des Tages schleppte jeder in zwei großen Wasserkrügen das Wasser auf den Schulberg. Zweimal wurde täglich im Zimmer gekehrt und der Staub gewischt. Selbst die große Schultreppe hatten die „Füchse“ in Ordnung zu halten. Auch der ganze Schulberg wurde wöchentlich zweimal gekehrt. Im Herbst, wenn die Blätter von den Bäumen fielen, gab es viel zu tun. Da man zum Fortschaffen der vielen Blätter keine Körbe zur Verfügung hatte, nahm jeder „Fuchs“ sein Leintuch und schleppte unter unpoetischen Stoßseufzern, im Schweiß seines Angesichtes den Sommerschmuck des Schulberges in irgend einen Winkel. Diese alten Schulbäume haben so manchem Gedicht Veranlassung gegeben, schade, dass diese Stoßseufzer nicht auch ihre Poeten gefunden haben! –

Die Seminaristen wohnten fast alle auf dem Schulberge. Nur ein sehr kleiner Teil wohnte in der Stadt. War das Internat überfüllt, so mussten auch einige auf dem Predigerhof wohnen. – Der Präfektus und der Orator wohnten auf der „alten“ Schule! Jeder hatte ein Zimmerchen und einen Dienstthuer. Die anderen wohnten auf der „neuen Schule“! Je sechs zu sechs bewohnten eine Kammer, von denen jede einen Namen hatte. Da fand man die Holzkammer, die „Gänsekammer“, die „Kradderkammer“, das „Eisloch“, die Primusmusikuskammer – das spätere Sprechzimmer – war ein Eckzimmer mit prachtvoller Aussicht über die Stadt und das schöne Kokelthal. Töne aus diesem Zimmer mit dem Flügelhorn geblasen, weckten abends ein drei – bis vierfaches Echo!

Der ganze Hausrat eines Studenten war: ein Kasten mit 2-3 Schubladen, und ein Stuhl mit zwei bis vier Füßen. Im Pulte befanden sich die Bücher und die Schreibrequisiten; die eine Schublade diente als Aufbewahrungsort für die Speisevorräte, die zweite für die Kleider, und die unterste diente als Schlafgemach.

Die Togaten erhielten auch das nötige Brennholz. Der Aedilis hatte die Aufgabe, das Holz in die einzelnen Kammern zu verteilen. Es war oft sehr knapp. Ich kann mich aber nicht erinnern, dass wir jemals „Überfluß an Mangel“ gehabt hätten.

Die Beköstigung dieser jungen Leute war eine würdige.- Jede zweite Woche erschien irgend ein Familienangehöriger und brachte seinem Studenten einen Quersack gefüllt mit Esswaren: 2 Laibe Brot, Speck, Zwiebel und dgl. Damit sollte dieser nun haushalten, denn vor vierzehn Tagen durfte er auf nichts mehr rechnen. Wie oft kam es aber vor, dass der Überbringer mit dem Bewusstsein nachhause ging, dass seine Mühe umsonst gewesen, denn er hatte zusehen müssen, wie andere das Mitgebrachte verzehrten! –

Er brauchte aber keine Furcht zu haben, denn so lange noch jemand etwas im Kasten hatte, gab es keine Not. Unter diesen lebenslustigen jungen Leuten war nämlich das Wort „Gleichheit und Brüderlichkeit“ zur Wahrheit geworden. Beim Beginn der Deligenze; wenn jeder von zu Hause kam, da war sogar Überfluß. Auch war man dann nicht gerade mit Allem zufrieden. Mißbriet zum Beispiel ein Palukes*, so wurde er nicht gegessen. War er zu hart, so ließ man ihn den Berg hinabrollen, war er zu weich, so schmierte man ihn auf die Türklinke irgend eines missliebigen Mitschülers. Frühstück und Abendessen musste sich jeder selbst bereiten. Nur die oberen 24 erhielten zu jedem Mittag die „Kockwien“!

* Maisbrei. Polenta

Viermal in der Woche kam Rindssuppe mit Kochfleisch, zweimal Hülsenfrüchte und Sonntag Braten auf den Tisch. Früher hatten mehrere Bürger aus der Stadt – für geliehenes Geld, statt der Interessen – dieses Essen besorgt. Damals sollen oft Unzukömmlichkeiten vorgekommen sein; auch mussten sich die Studenten zur Abholung dieser „Kockwien“ einen „Mendick“ halten. Dermalen wurde aber diese Kockwien im Hause des Schuldieners, der im Umweg wohnte, bereitet. Das war ein Segen, denn die Frau Leitner war eine brave, pünktliche, reinliche und biedere Frau.-

Je sechs zu sechs bildeten eine Vereinigung, einen Tisch. Der Jüngste von jedem Tisch holte das Essen, das punkt zwölf Uhr immer fertig war. Der Blechtopf wurde auf den Tisch gestellt. Jeder nahm sich nun von oben einen Löffel voll heraus. Nun erst wurde geteilt. jeder erhielt einen Teller Suppe und ein Stückchen Fleisch. – Diese waren die glücklichsten! Da die Anstalt damals sehr gut besucht war, so gab es immer noch 30-40 Studenten die keine Kockwien erhielten. Diese standen nun in dem immer zugigen Schulgang, hatten sich – da es keine Küche gab – in die Öffnungen des Rauchfanges Feuer gemacht und bereiteten sich selbst ihr Essen. Der eine briet sich etwas Speck, der andere konnte sich noch einen Zwiebel oder ein Ei, oder Erdäpfel hinein geben, wieder ein anderer briet sich etwas Fleisch, oder machte sich ein „sauer Lavend“*! – Wenn sich mein Landsmann Z. ein solches „Lavend“ gemacht hatte, und es war ihm zu dünn geraten, so rief er seinem Magen zu: „Schicke dich, es kommt ein Platzregen!“ War ihm aber das „Lavend“ so dick geraten, dass man es fast schneiden konnte, so rief er: „Magen schicke dich, ich soll dich bewerfen!“ – Und doch gab es mehrere, die es noch schlechter hatten. Mancher ging, ein Stück trockenes Brot in der Hand, essend um den Tisch herum. Konnte er dem inneren Drang nicht widerstehen, so tunkte er dem anderen wohl in sein „sauer Lavend“. In der Regel rückte dieser den Tiegel näher und ließ ihn mehrmals hineintunken. – Und doch waren auch diese nicht die Unglücklichsten. Es gab manche, die Wochen lang keinen Bissen Brot im Kasten hatten. Wenn nun der Hunger gar zu gewaltig war, trat wohl mancher in den Gang und rief: „Wer gibt mir ungebeten ein Stückchen Brot?“ Aber auch diese ließ die Gleichheit und Brüderlichkeit nicht im Stich. In der Regel öffneten sich mehrere Türen und der Hungrige wurde gespeist. Der Schreiber dieser Zeilen hat auf diese Art manches Stückchen Brot gegessen, das nicht auf dem Acker seines Vaters gewachsen war!.

Nahten die Ferien, so war die Hungersnot manchmal fürchterlich groß. Oft traten mehrere zusammen, kratzten im Kasten herum und waren überglücklich, wenn sie einen Topf voll Fisolen oder einen Palukes zusammen bringen konnten. Mein Freund B. – ein Draaser – brachte sich immer Brot auf 7 Wochen mit. Das war frisch schon so hart und trocken, dass es nicht schimmeln konnte. Schnitt man das erste an, so gab es schon einen Ton von sich wie ein singender Zaunkönig. Das letzte Brot musste oft mit der Axt bearbeitet werden, bis man ihm einen Bissen abtrotzte.

Das Geschenk Nikot`s, das Tabakrauchen, trieb auch wunderliche Blüten. Damals wurde im Internat der „Inländer“ geraucht und kostete ein ziemlich großes Paket 32 Kreuzer. In der Regel traten vier Togaten zusammen um einen solchen Schatz zu erwerben. Dann wurde das Paket mit einem Federmesser* in vier gleiche Teile geteilt.-

Am besten hatten es die Choristen der Studentenkapelle, denn die verdienten manchen Kreuzer. Blieb manchmal der Verdienst längere Zeit aus, so schlich mancher Chorist an den Primusmusikus mit den Worten: „Freund, in der oberen Baiergasse liegt ein „Tinn“ im Sterben, der wird gewiß mit einem Trauermarsch begraben, gib mir daraufhin 32 Kreuzer“. Die Söhne der Vornehmen und Reichen, die das Gymnasium besuchten, hatten das Recht, die Viertelstunde in den Kammern der Togaten zuzubringen. Diese verbrachten diese Zeit in der Regel damit, dass sie eine Zigarette rauchten.

* dicke Suppe

* Taschenmesser

Da mancher Togat auch gerne geraucht hätte, aber nicht rechnen durfte, eine ganze Zigarette zu erhalten, so bat er nur um das Stümpfchen, das sonst in den Winkel geworfen wurde; viele baten sogar um das Stümpfchen vom Stümpfchen, andere baten sogar, dass man sie nur ein- oder zweimal „ziehen“ lassen sollte.

Mancher Nichtbeteiligte bekam von einem derartigen Tabakrauchen einen solchen Ekel, dass er sich sein ganzes Leben nicht entschließen konnte, eine Zigarette in den Mund zu nehmen!

Für Kockwien, Wohnung und Holz hatten die Togaten zwar keine Abgaben in Geld zu leisten, mussten aber stattdessen den Kirchen- und Leichendienst besorgen. Der Kirchendienst bot keine besonderen Schwierigkeiten, auch hinderte er das Studium nicht. Diejenigen Studenten, die auf der Orgel bedienstet waren, erhielten sogar je ein Honorar von jährlich drei bis sechs Gulden. Dem Studium sehr hinderlich war aber der Leichendienst. Namentlich die Mitglieder der Studenten-Musikkapelle hatten darunter viel zu leiden. Während die anderen Togaten nur dann eine Leiche zu begleiten hatten, wenn gerade die Reihe an sie kam, konnten die Mitglieder der Musikkapelle manchen Tag den Unterricht gar nicht besuchen! – Eine Spezialleiche begleiteten bloß vier Togaten, eine Generalleiche acht, eine Generaliusleiche der halbe und eine Generalissimumleiche der ganze Zötus. Fast bei allen war die Musik zugegen, erhielt aber für jeden Trauermarsch sechs Gulden. - -

Die Studenten, die im Internat wohnten, wurden damals weder vom Rektor gehütet, noch wurden sie eingesperrt! (Schäßburg). Man erzählt zwar, dass früher die Studenten manchem Ferkel und mancher Gans, die sich auf den Schulberg verlaufen, den Garaus gemacht hätten. Ich glaube das sind nur Märchen. Während meiner sechsjährigen Studienzeit ist – meines Wissens – derartiges nicht ein einziges Mal vorgekommen. Das Schulgesetz war sehr streng und um jede Kleinigkeit konnte man fortgejagt werden. – Nur dann und wann schlich sich ein „guter Freund“ aus der Stadt in später Nachtstunde auf den Schulberg, weckte seine Freunde und bat sie, seiner Geliebten ein Nachtständchen zu bringen. Manchmal waren seine Bitten nicht vergebens und die jungen Brauseköpfe riskierten ihre Zukunft um einen Dank oder einen Trunk Wein. Wäre die Sache ruchbar geworden, hätte jeder sein Stipendium oder die Frei-Kockwien verloren und sogar eine schlechte Sittennote davongetragen.

Für die Ordnung auf dem Schulberg sorgten bloß die aus der Reihe der Togaten gewählten Offizialen. Der Präfektus war das Haupt, der Orator der Redner, der Aedilis war der Wirtschaftler und der Notator sorgte für Ordnung und Reinlichkeit. Im Privatjuditium wurden kleine Vergehen bestraft und nach Tunlichkeit dafür gesorgt, dass nicht alles an den Rektor kam. -

Es war im Frühling 1865. Eine prächtige Militärmusik spielte auf dem Marktplatz in Schäßburg. Eine Polka – frazaise (francaise?) hatte es mir angetan. Sie ließ mir Tag und Nacht keine Ruhe. In einer Nacht erwachte ich, zündete meine trübe Rüksöllampe an und im Bette schrieb ich sie aus dem Gedächtnis nieder. Sie gefiel auch meinen Studiengenossen. Ich arrangierte sie für Streichquartett. Ich strich das Cello. Die Probe begann. War das eine Freude! Plötzlich wurde die Türe aufgerissen, der Primus-Musikus (Knall) stürzte wütend auf mich zu und riß mir das Cello aus der Hand. „Wissen Sie nicht, dass das Instrument der Anstalt gehört und niemand ohne meinen Willen darauf spielen darf?“ So schrie er und verließ das Zimmer und schleppte das Cello mit. Die Probe war aus, der Jubel verstummte. - Auch die Armut hat ihre gute Seite. Der Primus-Musikus war ein armer Kerl und oft in großer Not! – Eines Tages ließ er einen Aufruf im Seminar kursieren. „Wenn sich 10 – 12 Seminaristen melden würden, wäre er geneigt, jedem ein Instrument zu geben und privatim unterrichten. Die Privatstunde solle den Einzelnen bloß 5 Kreuzer kosten. Das kam mir gelegen. Ich meldete mich zum Flügelhorn und erhielt es! Der Unterricht begann. War das ein Getute sondergleichen. Woran es hing, weiß ich nicht, denn nach fünfständigem Unterricht hörten die Proben auf. Ich zahlte für den Unterricht bare 25 Kreuzer und behielt das Instrument. Ich habe es weidlich ausgenützt!

Da starb auf einem Meierhof ein armer Mann. Die Familie wünschte einen Trauermarsch. Die Leiche war an einem Sonntag. Der Primus-Musikus, der sonst das Flügelhorn blies, schämte sich, über den Marktplatz blasend zu gehen und ersuchte mich, ihn zu vertreten. Der Anfang glückte wunderbar. Der Musikdirektor, dem die Musik gefiel, riß das Fenster auf, um zu sehen, wer das Flügelhorn so schön blase. Er traute seinen Augen nicht, denn er wusste, dass ich noch vor einigen Tagen keines Tones mächtig war. In der nächsten großen Probe gratulierte er mir und rief mit Begeisterung: „Zikeli, Sie sind ein Universalgenie!“ - Ich war ein lebenslustiger Student und 18 Jahre alt. Die Krankheit, die die Zigeunerin prophezeit, ließ nicht auf sich warten. Es war gerade in den Ernteferien. Ich fing an zu husteln und fürchterlich auszuspucken. Die Krankheit war schmerzlos. Dennoch wurde ich täglich schwächer und schwächer. Ich musste mich zu Bette legen. Am Morgen brachte der Vater ein hölzernes Tröglein und stellte es ans Bett. Im Laufe des Tages wurde es gefüllt. Ich war zum Skelett abgemagert. Meine Eltern gingen ins Feld und ließen mich allein liegen, zu essen brauchte ich nichts. Meine Stiefmutter hatte mir einmal etwas zu essen gebracht, und da ich nicht essen konnte, erklärte sie, mir nichts mehr zu bringen. Niemandem fiel es ein, einen Arzt um Hilfe anzugehen. Mein Vater wird wohl wieder gedacht haben: „Wenn er Lebtag hat, so stirbt er nicht, stirbt er aber, so wollen wir ihn gut versorgen!“ Und ich war 18 Jahre alt. – Es waren eben bäuerliche Verhältnisse, in denen ich mich befand. Niemand fragt da nach einem Schwerkranken. Ich glaube, meine nächsten Anverwandten wussten nichts von meiner Krankheit. Erst wenn der Tod eintritt, so heucheln sie Trauer. Sie schreien dann ihren Schmerz in allen Gassen herum, werfen sich auf den Toten, küssen ihn, bitten ihn um Verzeihung, danken ihm für das viele Gute, das er ihnen getan und nicht getan hat, sind des Lobes voll und werden nicht müde zu erzählen wie lieb sie den Toten gehabt!! - doch – ich war nicht immer allein und nicht immer ganz vergessen. Ein liebes Mädchen, dem ich früher einige schöne Worte gesagt haben mochte, und dem ich von Herzen gut war, besuchte mich manchmal. Sie küsste mich auf die Stirne und weinte dabei! – Als das Mädchen mich eines Tages wieder besuchte, weinte es heftiger als sonst. Ich sei mir nicht mehr ähnlich, sagte es und ging laut weinend zur Tür hinaus. – Ging aber nicht nach Hause, sondern direkt in das Nachbarstädtchen. Dort erzählte es dem Apotheker weinend und klagend seinen großen Kummer. Dieser merkte gleich, dass er zwei Kranken zu helfen habe. Er gab dem Mädchen ein Fläschchen mit einer süßen Flüssigkeit und sagte ihr, ich solle das nur trinken, so würde ich sicher gesund werden. Mit freudestrahlendem Gesicht kam das gute Kind. Es legte seinen Arm um meinen Nacken, hob mich in die Höhe und setzte mir das Fläschchen an den Mund. Ich schlürfte es aus und wurde gesund. „Die Liebe ist stärker als der Tod!“

Der Primus-Musikus war nun auf Vorschlag des Musikdirektors vom Rektor ernannt. Seit Menschengedenken war es noch nie vorgekommen, dass der Primus-Musikus aus einer anderen als der höchsten Klasse ernannt worden wäre. Aber es hing gleichsam in der Luft und jeder glaubte, dass ich allein die geeignete Person für diesen Posten sei. Und doch war ich noch nur in der vorletzten Klasse und kaum 19 Jahre alt! Anfang September 1866 erhielt ich den Auftrag zum Rektor zu erscheinen. Jeder ahnte, was geschehen würde. Man konnte vom Schulberg die Wohnung des Rektors sehen. Die Studenten wünschten, falls ich ernannt würde, sollte ich mit dem Zylinder in der Luft schwenken. Ich trat heraus und schwenkte den Hut. Ein vielstimmiges donnerndes Hoch! erscholl. Die Leute in der Stadt und die auf dem Marktplatz herum standen, konnten es sich nicht erklären, was denn so Wichtiges auf dem Schulberg geschehen sein könnte. So war ich der Primus-Musikus. Alle Instrumente standen mir zur Verfügung. Ich habe sie weidlich ausgenutzt. Nur ein Klavier besaß damals die Anstalt nicht. Ich habe diesen Mangel büßen müssen mein ganzes Leben hindurch! Der Primus-Musikus musste damals mit der Studentenmusik wöchentlich zweimal unentgeltlich Orchesterproben abhalten.

Dazu hatte er die Verpflichtung, das notwendige Notenmaterial zu beschaffen. Im Musikarchiv befanden sich nur unvollständige, abgedroschene Sachen. Wollte er etwas Neues bringen, so musste er seine teure Zeit mit Komponieren, Arrangieren und Notenschreiben vergeuden. Und da ihn die Kompositionswut auch in der Vorlesung heimsuchte, so erhielt er in der Regel eine schlechte Fleiß- Sitten- und Aufmerksamkeitsnote! – Die Studentenmusik musste immer in gutem Zustande sein, und da jedes Jahr ein großer Wechsel stattfand, so war die Aufgabe oft sehr schwierig! Auf allen größeren Leichenbegräbnissen wurde der Trauermarsch geblasen. War ein Professor zum Pfarrer gewählt worden, so erhielt er ein Ständchen, verließ er die Stadt, so begleitete ihn die Studentenmusik bis ans Ende der Stadt. Rektor und Stadtpfarrer erhielten zum Namenstag ebenfalls ein Ständchen. Die Musik auf den Bällen der Gymnasiasten – Fasching und Exitus* - besorgten die Studenten und ebenso die Musik bei Hochzeiten, Kränzchen und dgl. Dazu hatte sich während meiner dreijährigen Primus-Musikuszeit ein sehr strebsamer Gesangchor gebildet, den ich freiwillig dirigierte. Leichte Kompositionen verschmähten wir; was der „Regensburger Liederkranz“ Schwieriges bot, wurde ausgesucht und gut interpretiert, z.B. „Blücher am Rhein“ und „Wer ist unser Mann?“

Daß die vielen Musikdienste dem Studium hinderlich waren, ist selbstverständlich. Während die Nichtbeteiligten dem Vortrag des Lehrers lauschten, mussten wir oft aus den entlegensten Vororten der Stadt die Toten zu Grabe geleiten. Oft waren wir von irgend einem Ball oder Hochzeitsmusik übermächtig und konnten dem Unterricht nur mit Mühe folgen. Dazu kam der traurige Umstand, dass die Lehrer auf die Überbürdung dieser jungen Leute gar keine Rücksicht nahmen und sie oft sehr grob behandelten. Ich wäre in der Lage, einige stilistische Redeb Blüten fest zu nageln, will sie aber der wohlverdienten Vergessenheit anheim fallen lassen. – Waren wir ja nur Söhne von Bauern, Schulmeistern und Predigern, es war also nicht notwendig uns mit Handschuhen anzufassen.

Gut, dass alles, was einen Anfang, auch ein Ende nimmt. – Die letzte Prüfung nahte heran. War das ein „Büffeln“ ohne Ende, Tag und Nacht. Endlich stehen wir vor der großen Türe des Prüfungssaales. „Kollegen“, sagte ich, „Ihr habt es miterlebt, wie mich diese Schulmeister geritten haben, volle sechs Jahre hindurch. Sie haben mich immer zurückgesetzt. Sie haben mich nie zur Geltung kommen lassen. Heute sollen wir vor einer unparteiischen Kommission stehen! Heute sollt Ihr sehen, dass ich auch etwas mehr gelernt habe als bloß geigen, blasen und Takt-schlagen. Da kommt der arme „Fekereck“(?): „Ihr lieben Freunde“, spricht er, „verlasst mich nicht. Mein Vater ist sehr arm und kann mich nicht mehr unterstützen, falle ich, so bin ich ein verlorener Mensch!“ Die gütige Gottheit half uns allen! Das Resultat meiner Prüfungen war folgendes: „Michael Zikeli hat sich am Schluß des Schuljahres 1869 der Maturitätsprüfung unterzogen, und da er den Anforderungen mit Auszeichnung entsprochen, so erhält er das Zeugnis der Reife zum Austritt aus dem Seminarium!“

Den Unterricht des Dichter-Professors Michael Albert hatte ich das Glück in einigen Lehrgegenständen volle vier Jahre zu genießen. Er war mir immer sehr gut gesinnt. Musikdirektor Alesi war ein Lehrer und Freund. Beiden habe ich sehr viel zu danken. Beide freuten sich über meinen Erfolg, dass ich sogar die Lokation 1 erringe, gereichte ihnen zur Freude! – Schließlich wurden wir, der Rex des Gymnasiums Fried. Teutsch und meine Wenigkeit, dermalen Orator und Primus-Musikus des Seminariums, zum Rektor Dr. Müller gebeten. Der gestrenge Herr Rektor empfing uns sehr freundlich. In einer erhebenden Ansprache würdigte er unsere Verdienste. Er nannte mich die Zierde der Anstalt und überreichte jedem ein Prämium! Fried. Teutsch erhielt es als der beste Dichter, ich erhielt es als der beste Musiker. Nun wurde uns ein großer „Foliant“ überreicht in den wir unsere Namen zum ewigen Andenken eintrugen. So geschehen in Schäßburg Mitte Juli 1869.

Ende der Jugendzeit.

*Abschlussball nach dem Abitur

(17.1. 1919)

9. Der Dorfschulmeister! Groß-Alich

„M.Z. hat sich am Schlusse des Schuljahres der Maturitätsprüfung unterzogen und da er den Anforderungen mit Auszeichnung entsprochen, so erhält er das Zeugnis der Reife zum Austritt aus dem Seminarium!“ Um dieses Zeugnis hatte ich sechs volle Jahre, unter Not und Hunger gearbeitet. Da ich als Primus-Musikus volle drei Jahre der Anstalt und der Stadt gedient, viele Choristen für die Studentenkapelle herangezogen und Mehreres komponiert hatte, glaubte ich schon, ein berühmter Mensch zu sein und war davon überzeugt, dass mir von allen Seiten die Schulmeisterstellen angetragen würden, ohne dass ich mich um dieselben zu bewerben brauchte. Die Enttäuschung ließ nicht lange auf sich warten. In einem Dorfe, etwa zwei Stunden von meinem Studienorte entfernt, war die Schulmeisterstelle erledigt. Da man mir dieselbe nicht antrug, so bestieg ich den Apostelwagen und pilgerte hin. Am Anfang des Dorfes begegnete mir ein Mann. „Wer sind Sie?“, rief er mir zu. „Ich bin Abiturient“, antwortete ich. „Wie heißen Sie?“ rief er mir zu. „Ich heiße N.N.“ „Merkwürdig, ich kenne fast alle Studenten, wenigstens dem Namen nach, aber Ihren Namen habe ich noch nie gehört. Was wollen Sie hier?“ „Wie ich höre, ist die Schulmeisterstelle erledigt, ich will mich um dieselbe bewerben.“

„Die Mühe können Sie sich ersparen, denn für Sie ist keine Aussicht vorhanden. Ein junger Abiturient namens W. war vor einigen Tagen hier und hat sich um die Stelle beworben, er ist eminent.“ „Ich bin es auch und zwar mit Lokation 1.“ „Er soll ein guter Musiker sein!“ „Jedenfalls, sonst hätte ich ihn im Musikschulchor nicht verwenden können, denn ich war sein Primus-Musikus“. „Dennoch sollten Sie sich ein „Durchfallen“ ersparen. Der junge Mann hat nämlich in allen guten Häusern seine Aufwartung gemacht und hat sehr gefallen. Im angesehenen und einflussreichen Hause M. ist auch ein heiratsfähiges Mädchen. Man munkelt schon Verschiedenes.“ – „Das kümmert mich alles sehr wenig,“ sagte ich, „ich werde mich dennoch um die Stelle bewerben. Visiten mache ich prinzipiell keine. Dem Pfarrer werde ich meine Dokumente vorlegen und mich von dannen machen. Sollte ich durchfallen, so ist es zum ersten-, jedenfalls aber nicht zum letzten mal.“ - -

Ich ging zum Pfarrer und übergab ihm meine Schriften. Die Aufnahme, die ich hier fand, war düster wie eine Niederlage und kalt wie der Haß. – So verließ ich denn den Ort wie ein Geächteter, ohne ein Fünkchen Hoffnung. Auf meine leidenschaftliche Seele war auch nicht ein Strahl vom Sonnenschein des Glücks gefallen. - Als ich im Elternhause meine Erlebnisse erzählte, war mein Vater über mich sehr empört. „Wer wird denn so albern sein,“ sagte er, „nur sein Gesuch hinlegen und fortgehen? Die Presbyter hättest du alle besuchen sollen. Hast du auf der Schule nur soviel gelernt, dass du nicht einmal mit einem Bauern reden kannst? Man muß die Leute nur um die Gesundheit fragen, oder vom Wetter reden, so sind sie damit zufrieden. Siehe, deine Schwester hat nicht studiert, sie versteht aber mit den Leuten zu reden, sie fragt den Bauern sogar nach seinen Ochsen und Kühen, die wird sicherlich Pfarrerin! Es waren einmal zwei jungen Männer“, erzählte mein Vater weiter, „der eine hatte gar kein Seminar besucht, er war aber freundlich und gefällig und suchte sich nicht nur bei Männern, sondern auch bei Frauen und Töchtern beliebt zu machen. Der andere, der die Schule absolviert hatte, war stolz auf sein Wissen und suchte sich keine Freunde. Da war eine Schulmeisterstelle erledigt und beide bewarben sich um dieselbe. Der, welcher gar nicht studiert hatte, erhielt sie, der andere wurde verlacht und musste mit Schande abfahren. So wird es dir auch gehen, du wirst es zu nichts bringen, du wirst ewig der Niemand bleiben!“ – Diese Worte drückten mich sehr darnieder, denn ich erinnerte mich lebhaft, dass mir mein Professor oft dasselbe gesagt hatte. Er ertappte mich einmal, als ich während des Unterrichts komponierte. Er nahm das Schulbuch, in das ich geschrieben, und da er jedes unbedruckte Plätzchen mit Notenstrichen und Kompositionen – die nicht im Lehrplan standen – voll geschrieben fand, schrie er im hellen Zorn: „Aus Ihnen wird in diesem Leben nichts!“ Die Sache - betreff der Schulmeisterstelle – kam doch anders, als ich geglaubt.

Der Mann, der mir am Anfang des Dorfes begegnet, hatte sich mit dem erwähnten einflussreichen Mann entzweit. Die Folge davon war, dass er sich von der Partei trennte und für mich warb. Die Personen, die Schulmeister werden wollten, waren Nebensache. Ein Wahlkampf entstand. Die große Masse war auf meiner Seite und ich wurde zum Schulmeister gewählt. Die geschlagene Partei zog sich grollend zurück und schwor mir das Leben so bitter zu machen als möglich. So war ich denn Schulmeister.

Nun ergriff ich den Wanderstab, um mir die erforderlichen Subalternen zu suchen. Der Kantor war bereits bleibend angestellt. Nach vielem Herumirren fand ich endlich einen Glöckner und einen Diskantisten. Beide zusammen erhielten fünfzig gute Gulden pro Jahr und die Kost. –

Am ersten November 1869 zog ich in meine neue Heimat ein! Nun denke man sich die erbärmliche Einrichtung: Jeder Schulmeister musste außer sich noch zwei bis drei Leute ernähren und bezahlen und erhielt seinen Lohn erst nach einem Jahre! Und zwar in Naturalien: Wein, Korn, Hafer, Kukurutz und dgl. Ein junger Mann, der sechs volle Jahre auf der Schule von der Not und dem Hunger herumgepeitscht worden, sollte noch ein volles Jahr, und das zu dreien herummartern. – So war ich denn gezwungen zum Wucherer – der kein Jude, sondern ein Sachse war – zu gehen um mir von ihm 80 Gulden zu borgen. Er war mein bester Gläubiger, denn er nahm nur 12 Prozent auf Wechsel im Vorhinein. Als ich ihm nach einem Jahr nicht zahlen konnte, raunte man mir zu, dass der Herr schon ein Auge zudrücken und sich gedulden würde, wenn ich ihm zu den Interessen noch drei Viertel reinen Weizen mitnähme. Ich gehorchte, und mein Wechsel wurde prolongiert. Das Geld, von dem ich auch Kleider, Schuhe und Wäsche kaufen musste, reichte für ein ganzes Jahr nicht aus. Ein guter „Freund und Kollege“ gab mir einige Esswaren, Schmalz, Speck und Frucht bis zum Werte von 17 Gulden. Er war so gütig, mir das Geld dafür nicht zu verlangen, und da ich von anderer Seite viel bedrängt wurde, zahlte ich nicht. Nach mehreren Jahren aber kam er herangerückt. Er hatte sich Zinseszinsen berechnet und meine Schuld war dadurch auf 75 Gulden gestiegen. Ich habe ihn bezahlt.

Die Schulzustände, in die ich geraten, waren die denkbar erbärmlichsten. Mein Vorgänger war wegen Tätlichkeiten, die ich hier nicht erwähnen will, abgesetzt worden. Der langwierige Prozess und die fortwährenden Beschimpfungen des Lehrers hatten fürchterliche Spuren hinterlassen. Meine Lage war eine sehr schwierige. Durch rastloses Vorwärtstreben gelang es mir, wenigstens in der Schule Ordnung zu schaffen. Trotz dem Nörgeln meiner Feinde blieb der Erfolg nicht aus. Die Kinder liebten und ehrten mich und heute noch, nach 32 Jahren, erhalte ich Zeichen dieser Liebe! Die Häupter der Gegner wollten sogar die Prüfung nicht besuchen, und da dieselbe vom Kommissär mit „gut“ klassifiziert wurde, gereichte es ihnen zum Ärger!

Der Winter war aus. Mit der Beköstigung hatte es bisher keine Not. Die Bäuerinnen kochten der Reihe nach je eine Suppe bei Schweinefleisch, und jede lieferte einen Laib Brot in die Schule. Mit Ende des Winters war aber die Herrlichkeit aus. Da hieß es: „Woher nehmen wir Brot, dass diese essen?“ – Dazu kam noch ein Umstand, der zu delikant ist, um ihn hier zu besprechen, ich will ihn bloß streifen. Bekanntlich war (ist?) der junge Lehrer auf dem Lande sehr vielen Gefahren ausgesetzt und fast täglich konnte er beten: „Und führe mich nicht in Versuchung!“ Dennoch waren Patronatsklagen, Zwangsheiraten, Frühgeburten und dgl. nicht unerhörte Dinge. Um allen Eventualitäten für immer ein Ende zu machen, entschloß ich mich, das Mädchen, das ich noch als Student hatte lieben und ehren gelernt, als meine Frau heimzuführen. Damit hatte sich die Zahl meiner Feinde bedeutend vermehrt. „Sind denn hier nicht Mägde genug?“ riefen sie. „Warum muß es denn gerade eine Städterin sein?“ „Aus jeder Bäuerin kann man eine Städterin machen, aber niemals aus einer Städterin eine Bäuerin!“ Ein

Presbyter hatte sogar den Vorschlag, man sollte nicht erlauben, dass die Schulmeisterin in der Schule wohne, denn seitdem die Schule stehe, habe noch nie ein Weib drin gewohnt. Im Kirchenkastell sei ein kleines Zimmer, wo früher der Burghüter gewohnt und wo jetzt eine alte Wäscherin wohne; diese Zimmerchen sei für die Schulmeisterin genug.-

Wer diesen Schildbürgern den Kopf zurecht gesetzt, weiß ich nicht. Die Heirat ging vor sich, die neue Schulmeisterin zog ungehindert in das Schulgebäude ein. So geschehen am 20. April 1870.

Chr.Fr, Gellert erzählt uns von einem Lande, dessen Einwohner alle hinkten und stotterten. Ein Fremder, der weder hinkte noch stotterte, glaubte, wenn er spräche und stolz umhergehe, so würden ihn die Leute bewundern! Was taten sie? Als er die ersten Schritte getan, verlachten sie ihn und riefen: „Lehrt doch den Fremden gehen!“ Und als er anfang zu reden, da spottete man sein im ganzen Lande! – Ähnlich ging es dem jungen Schulmeister-Paare in der neuen Heimat. Die junge Schulmeisterin mit ihrem Fleiß und Reinlichkeitssinn brachte sofort Ordnung in die erbärmliche Junggesellen-Wirtschaft. Aber die Nörgler riefen: Wozu diese Putzereien, das ist nicht notwendig. Das Scheuern des Fußbodens ist schädlich, die Dielen verfaulen dadurch. Früher hatte man den Fußboden nie gescheuert und selten gekehrt und doch ist niemand dadurch gestorben. Damals konnte man wenigstens auch mit kotigen und frisch geschmierten Schuhen zum Schulmeister gehen, heute getraut sich kein Mensch mehr hin. Auch weiß man nicht recht, wozu die schönen Laufteppiche da sind, ob man auf dieselben treten darf, oder ob man darüber springen muß. – Gab es früher einen Leichenschmaus so war es sehr gemütlich. Jeder Adjuvant nahm sich zuhause einen irdenen Teller untern Arm, steckte sich das Essbesteck in die Stiefelröhre und wanderte zur Schule. Heute quält uns die Schulmeisterin mit schneeweißen Damasttischtüchern und Porzellantellern, und vor jeden wird ein Trinkglas gesetzt. Das ist nicht notwendig. Früher tranken wir alle, der Reihe nach, aus *einem* Glase und dennoch war es sehr lustig. Wißt ihr noch, wie der frühere Schulmeister einmal soviel getrunken hatte, dass er auch nicht ein Bäumchen stehen konnte und wie wir ihn auf den Rücken nahmen und ihn in die Schule schleppten? Das war ein Leben! – Der jetzige Schulmeister taugt aber rein zu nichts. Weder kann er Tabak rauchen, noch kann er Karten spielen, und Wein trinkt er so wenig, dass es für einen Weinländer eine Schande ist: Auch blieb man früher nach jedem Leichenschmaus in der Schule und unterhielt sich bei Wein und Kartenspiel bis in die späte Nacht. Das hat nun alles ein Ende. Wir hoffen aber, der Schulmeister würde sein Sterbehemd nicht mitgebracht haben!“ So die Bauern.

Endlich, Anfang September, kam die Zeit, wo ich meinen Lohn empfangen sollte. Dieser Lohn sollte in guter Brotfrucht bestehen. Der Gemeindehann hatte den Tag der Ablieferung bestimmt. Da hörte man in allen Gassen den Windreuter fauchen und klappern. Der Bauer behielt nämlich die bessere Frucht für sich! Die minderwertige war für den Schulmeister gut genug. Das Presbyterium hatte zwar eine Kommission bestellt, die die Frucht erst prüfen sollte. Sie tat jedoch nichts, sondern schenkte sich von dem Wein, den der Schulmeister auf Borg gekauft hatte, wacker ein und ließ sich auch den vorgestellten Pfannkuchen trefflich schmecken. – Da ich keinen Platz hatte, um das Korn auszuleeren, so ließ ich es ins Klassenzimmer tun und gewährte mit Schrecken, dass ich nicht nur Roggen, Wicken, Raden und Durt erhielt, sondern auch Kornbrand, Staub und Spreu. Letztere flogen lustig bis an den Plafond! Was tat die Kommission? Sie aß und trank und riß Zoten. Tadeln durfte ich persönlich nicht. Hatte das einer meiner Vorgänger getan! „Sie Elender!“ hatte ihm der Bauer zugerufen, „ich habe doch dem Ochsenhirten von derselben Frucht gezahlt und der war zufrieden damit, der verdient es doch, eher als Sie, der ist in Hitze und Kälte, in Regen und Sturm auf dem Felde, Sie aber faulenzten im Schatten!“

Gegen Abend kam der reiche Kantor, steckte die Hand in den Mist und sagte: „Sehen Sie, Freund, ist das eine Belohnung? Nein, eine Beleidigung ist das! – Ich habe auch nur solches Zeug bekommen. Mir ist es aber gleichgültig, haben sie mir Mist gebracht, so sollen sie auch Mist fressen. Im Frühjahr kommen sie schon und kaufen mir ihn auf Borg ab und müssen ihn besser bezahlen als reinen Weizen. Ihnen aber, junger Mann, wird es schwer werden, diesen Kehrriech an den Mann zu bringen!“ – Und so borgte ich mir denn einen Windreuter, um das mehrfach gereuterte Korn noch einmal zu reutern. – Ein großer Teil des so schwer verdienten Lohnes wurde auf den Misthaufen geschüttet! –

Das Probejahr neigte sich dem Ende zu. Ich reichte ein Gesuch ein und bat um die bleibende Anstellung. Und sie wurde mir verweigert! – In der Schule hatte ich meine Schuldigkeit getan, in sittlicher Beziehung war ich unantastbar. Das Presbyterium aber erklärte, es hätte die Überzeugung nicht gewinnen können, dass ich im Stande wäre, eine *Dorfmusik zu leiten!* Gleichzeitig war die Schulmeisterstelle in meinem Heimatorte erledigt. Meine Anverwandten ermangelten nicht, mich zu veranlassen, dieselbe anzunehmen. „Lasse diese kröpfigen Korbflechter beim Teufel;“ sagten sie „und komme zu uns, wir sind ganz andere Leute.“ Ich ließ mich überreden, nahm die Stelle an, und kam glücklich aus dem Regen in die Traufe! So verließ ich denn den Ort am 1. November 1870. – Nicht einmal den Staub konnte ich am Ende des Dorfes abschütteln, denn als ich mit vier starken Pferden den Ort verließ, gingen die Pferde bis ans Knie, der Wagen bis an die Achsen im Kot.

10. Der Dorfschulmeister in Maldorf

Bevor ich meinen neuen Dienst antrete, will ich einiger meiner Vorgänger Erwähnung tun. Der erste Schulmeister, den ich gekannt, wohnte – als er abgedankt war – im Stalle meines Großvaters. Diese Entdeckung hätte mir beinahe eine Tracht Prügel eingetragen. – Spielen wir böse Buben im Hofe des Großvaters. Da ruft ein Knabe aus einem Stall herüber: „Kommt nur und seht, es sieht hier fast so aus, wie in einer Stube.“ – Da standen ein altes steifes Bett, ein Kasten mit drei Schubladen und einige Stühle. Da der Kasten keinen Verschluss hatte, machten wir uns sofort darüber her. Unter anderem fanden wir ein großes Bild zusammengerollt. Eine Frau war es mit roten Rosen im Haar, gelbem Mieder und grünem Rock. „Sommer“ war darunter zu lesen. „Das Bild ist mein,“ sagte ich, wir haben es zu *meinem* Großvater gefunden.“ Zuhause angekommen, suchte ich einen Nagel, entrollte das Bild und nagelte es an die Wand neben den Spiegel. Als mein Vater dieses Bild gewahrte, war er sehr zornig und erklärte, dass ich das Bild nicht gefunden, sondern gestohlen hätte, denn im Stalle wohne der Schulmeister! Ich nahm das Bild herab und wie ein gewaschener Pudel schlich ich in den Stall und legte das Bild an seinen Ort.

Als ich neun Jahre alt war, trat ich in den Dienst der Schule und Kirche – im Jahre 1856. Mein erster Schulmeister hieß Lukas Ehrlich. Er war ein braver, tüchtiger Mann. Seine Schüler gehören heute noch (1903) zu den tüchtigsten Männern des Ortes. Es war ihm gelungen, sich drei volle Jahre als Schulmeister zu behaupten. Da kamen zwei Einheimische vom Militär nach Hause. Sie hatten im Jahre 1848 das Seminar verlassen und waren zum 23. Jägerbattalion gegangen. Der eine hatte es bis zum Oberjäger, der andere bis zum Unterjäger gebracht. Der erste hatte die dritte Klasse des Seminars besucht, der andere die erste Klasse. Der Oberjäger wurde zum Schulmeister, der Unterjäger zum Kantor gewählt. Der ehrliche, fleißige Lukas Ehrlich war somit entlassen.

Im Jahre 1861 erhielt die Schulmeisterstelle ein kleiner, aber recht wackerer Mann. Er gehörte zu denjenigen Leuten, die nicht viel Gummielastikum im Leibe haben. Er war tüchtig als Lehrer und tüchtig als Leiter der Musik. Im Übrigen kroch er nicht Freunde suchend umher. – Da wurde in der Gemeinde der neue Pfarrer präsentiert. Der Schulmeister hatte mit seiner Musikkapelle Ausgezeichnetes geleistet. Da es im Pfarrhaus an Platz mangelte, so sollte die Musikkapelle das Essen in der Schule einnehmen.

Als aber die Suppe aufgetragen wurde, fand man, dass es eine übrig gebliebene zusammen geschüttete Masse sei. Der Schulmeister darüber gekränkt, schickte die Suppe der Kirchenmutter zurück mit dem Bedeuten, dass sie dieselbe ihren Schweinen hinschütten sollte. Darüber empört, stellte sich das Weib vor das Schulhaus, fuchtelte mit beiden Händen in der Luft herum und rief: „Na warte, Schulmeister, das sollst du mir bezahlen. Wenn ich Erde fressen sollte, so musst du diesen Ort verlassen.“ Das Weib setzte seine Drohung durch. Am ersten November 1862 zog der Schulmeister von dannen! Das war nun der Ort, in dem ich mein Glück suchen sollte! Am 1. November 1870 zog ich in denselben ein!

So wie ich das Schulgebäude vor zwölf Jahren verlassen, fand ich es wieder.- Wenn man das fensterlose Vorhaus betreten wollte, musste man an einem Seilchen ziehen, um den hölzernen Verschluss der Türe zu öffnen. Wollte man diese Türe von auswärts zumachen, so war zu diesem Zwecke ein Loch in die Türe gebohrt. Man steckte den Zeigefinger in das Loch, bog ihn ein und zog damit die Türe zu. – Der Schulmeister bewohnte ein einziges Zimmer. An der Tür dieses Zimmers war einmal ein eisernes Schloß gewesen, nun fehlte dieses.- Ich war glücklicher Besitzer eines Schweines und einer Gans. Ich befahl diese Kleinodien in Sicherheit zu bringen. Da hieß es: „Es ist kein Stall!“ So mussten wir denn die Tiere in den Vorkeller einsperren. – Einige Tage später wurden vier Klafter Holz eingefahren. Da auch kein Schopfen existierte, schaffte man das Holz – wie man es auch früher getan – auf den Aufboden. So war ich denn so glücklich, alles beieinander zu haben, den Holzschopfen *über* mir, das Klassenzimmer *neben* mir und den Schweinestall *unter* mir. – Ich war mit dieser Einrichtung sehr unzufrieden. Meine Anverwandten banden mir aber auf die Seele, ja kein Wort des Tadels laut werden zu lassen, denn der gewesene Schulmeister habe auch so gewohnt und wäre damit zufrieden gewesen. Wenn ich nun gleich anfangen zu tadeln, so werde ich meine Ehre verlieren und das wäre nicht mehr gut zu machen. Betreffs des Schweinestalles, meinten sie, hätte es mein Vorgänger so gemacht: er hätte sich aus dem Walde grünes Reisig zugeschleppt und hätte sich damit einen Schweinestall geflochten. Hätte er im Winter das Schwein geschlachtet, so hätte er den Stall – der inzwischen getrocknet - verbrannt. Dieses Manöver hätte sich jedes Jahr wiederholt. Da ich mich zu einem derartigen Stallbau nicht entschließen konnte, blieb mein Schwein im Keller. Wohl besuchte mich der Ortspfarrer und lachte aus vollem Halse als er sah, dass meine Frau das Bügelbrett an die Türe lehnte, damit es mit seiner Schwere die Türe zudrücke. Wohl fiel auch die Pfarrerin fast in einen Lachkrampf, als sie sah, dass wir das Schwein aus dem Keller herausließen. Es geschah aber *nichts*, damit es anders werde. Ja, man schien sogar diese Zustände zu wünschen, damit es mir ja klar würde, wie tief der Schulmeister *unter* dem Pfarrer – der nur ein Seminarist war- stehe. Die Pfarrerin, die aus einem Bauernhause stammte, verfehlte auch nicht, vor meiner Frau, - die eine Städterin war – sehr oft den Satz auszusprechen: „Ich bin Pfarrerin!“ –

Allmählich änderten sich die Verhältnisse. Die Gans hatte man mir schon in der ersten Zeit gestohlen. Das Schwein wurde geschlachtet und somit der Keller leer. Das Holz vom Aufboden war verbrannt. Es hatte nur den Winter überdauert, denn es musste davon auch das Klassenzimmer geheizt werden. Statt der schuldigen vier Kubikklaftern hatte man mir nur vier Meterklaftern eingeführt. Was nun? Mehr hatte ich nicht zu fordern. – Aus besonderer Vergünstigung, erlaubte man mir, im Monat Mai Reisigholz von fast *zwei* Daumendicke selbst abzuholen und nachhause zu bringen. So borgten wir uns denn mit meinem 14-jährigen Glöckner zwei Äxte, gingen in den Wald und hieben das Holz ab. Meine arme Frau, die guter Hoffnung war, schleppte es mit Hilfe des 10-jährigen Diskantisten zusammen. Endlich war die Arbeit fertig. Wir eilten nachhause, denn der Donner rollte fürchterlich. Ein Platzregen überfiel uns und wir hatten das Glück, ein Bad unentgeltlich zu haben. Am anderen Morgen nun schickte ich um das saftig grüne Holz. Der Wagen kam leer zurück, denn man hatte unser Holz in der Nacht gestohlen. Im Juni erhielten wir ein kleines Söhnchen. Wie sollte nun ein Bad für das Kind angerichtet werden? Wohl erlaubte die Nachbarin, Katharina Schmidt, dass

das Kind mehrere Monate hindurch zu (bei) ihr gebadet würde! Auch erbarmte sich der Ortsrichter und erlaubte, dass ich zwei Eichen köpfen und die Äste nach Hause führen dürfe. Vorläufig aber ließ ich nur von der einen die Äste abhacken. Einige Stunden später schickte ich den Wagen um dieselben. Er kam fast leer nach Hause, denn das meiste Holz war gestohlen worden. Da befahl ich, die andere Eiche für alle Zeiten unberührt zu lassen.- Etwa 25 Jahre später fuhr ich mit einigen Freunden neben der erwähnten Eiche vorbei. Groß dehnten sich die von mir verschonten Äste aus! Da stieg ich vom Wagen und rief meinen Freunden – frei nach Horaz – zu: „Hier habe ich mir ein Denkmal gesetzt, dauernder als Stein und Erz.“

Endlich kam die Zeit, da ich auch hier meinen „Lohn“ einheimsen sollte. Jeder ganze Wirt hatte mir ein Viertel Weizen, ein Viertel Roggen und einen Eimer Most zu geben. Vorläufig hatte ich die Frucht „einzutreiben.“ Der Hann gab mir einen Fuhrmann mit einem Ochsespann, und wir fuhren von Haus zu Haus. Auf der Achsel trug ich einen leeren Sack. Überall sprachen wir ein. Der Weizen war in diesem Jahr missraten und so erhielt ich statt ein Viertel Weizen ein Viertel Roggen. Die 98 Kübel Frucht, die mir, laut Ausweis des Presbyteriums, 180 Gulden einbringen sollte, trug aber nur 90 Gulden. An eine Entschädigung war nicht zu denken.

Endlich war auch der Herbst da. So standen denn am Ende des Dorfes der Schulmeister mit zwei leeren Fässern, der Kantor mit einem Faß, der Glöckner mit einem „Legeln“, der Organist mit einem Faß. Oft hatte auch der Kirchenvater für die Kirche, der Richter für die Gemeinde etwas zu fordern. Sogar ein Fässchen für Almosen fehlte nicht. Früher forderten noch der Pfarrer und der Edelmann ihren Zehnten. Der Abend naht. Die Wagen rollen schwer beladen neben den Wartenden vorbei. Warum zahlen sie nicht? – Sie haben sich noch nicht vorbereitet. – Endlich hört man in der Nacht die Brunnenhalse knarren. – Der nächste Abend naht. Da kommen die Wagen schwer beladen. Trebern sind nicht sehr viel im Bottich, aber desto reichlicher der Most. Der Wagen hält. „Kommen Sie, meine Herren,“ ruft der Bauer. Zuerst kommt der Richter dran, dann der Kirchenvater, dann der Schulmeister, der Kantor, der Organist. Nun kommt der Glöckner mit dem großen Wetterläute-Achtel. Dieses zahlt der Bauer am liebsten. Hat ihm doch das Wetterläuten sein Korn und seinen Wein erhalten. Dann bittet der Glöckner noch um einige Tropfen in das Tintenfaß. Zuerst fordert man noch etwas Most an Almosen für arme Kirchengemeinden. Erleichtert fährt der Wagen weiter. In der Gemeinde warten noch auf ihn der „Greck“ von Elisabethstadt. Der ist – da noch ein Zweiter anwesend ist – heuer auffallend billig- Gab er früher eine Kattunschürze für acht Maß Most, heute gibt er sie sogar um sieben.- Der Haferländer ist auch da mit seinem ranzigen Speck. Auch der fordert für ein Pfund *nur* sieben Maß. Auch der Nösner ist da mit einer Fuhre Zwiebel und der Haromszéker mit selbstgebranntem, stark gewässertem Schnaps. Im Hause drin wartet der reiche Mann, der Geld geliehen und für einen Gulden nur *ein* Maß Most als Interessen nimmt. Auch der Böttcher, der die Fässer für den Herbst ausgebessert hat, hat viele Fässer in Reih und Glied gelegt und sollen gefüllt werden.-

So hatte ich denn meinen Lohn eingeheimst. Der Kübel Roggen trug 2 Gulden 50 Kreuzer. Der Wein war sauer, nach dem fragte niemand. Von einem städtischen Musiklehrer, der nebenbei auch Instrumentenhandel trieb, hatte ich eine Geige genommen, die 20 Gulden wert sein mochte. Er nahm aber 53 Eimer Wein dafür. – Dem Glöckner hatte ich 30 Gulden, dem Diskantisten 20 Gulden an Lohn zu zahlen. Daß ich wieder arm blieb, wie eine Kirchenmaus, ist selbstverständlich. Zwar hatte ich das Anstellungsdekret erhalten, aber ich brauchte es nicht mehr. Nach 2 1/2 jähriger Dienstzeit hängte ich die Schulmeisterei an den Nagel. Ein solches Leben begreift in sich: Tage ohne Brot, Abende ohne Licht, Nächte ohne Schlaf, einen Herd ohne Feuer, Arbeit ohne Lohn, eine Zukunft ohne Hoffnung!

11. Reps – Musikdirektor

Ich war kaum ein Jahr in Maldorf, da kam Pfarrer Schönauer freudestrahlend mit einer Zeitung in der Hand zu mir. „Nun Rektor, hier habe ich etwas für dich. In Reps ist eine gute Stelle vakant! Denk dir, Lehrer und Musikdirektor! Als Lehrer erhältst du 350 Gulden, als Kantor, der die Kirchenmusik zu leiten hat - sechs Klaftern Brennholz in den Hof gestellt, drei Kübel Korn und 40 Jahrbrote und freies Quartier! – Wolltest du die Musikdirektorstelle auch übernehmen, so erhältst du extra noch bar hundert Gulden. Da wärest du besser gestellt als ich hier als Pfarrer!“ Und was für ein prächtiger Wirkungskreis!! - Ich bewarb mich um die Stelle - Nach einiger Zeit kam die Antwort: „ Da die Stelle anderweitig besetzt wurde, erhalten Sie Ihre Dokumente zurück!“ – Meine Dokumente müssen dann doch einige Aufmerksamkeit erregt haben. Nach einigen Monaten erhielt ich die Mitteilung, dass ein Lehrer gestorben sei. Da nun bei der früheren Wahl die Musikdirektorenstelle nicht hatte besetzt werden können, stellte man an mich die Frage, ob ich die vakante Lehrerstelle vereinigt mit der Musikdirektorenstelle anzunehmen geneigt sei. Ich sagte zu und bewarb mich um dieselbe.- Einige Tage später erhielt ich die Antwort: „Da die Stelle anderweitig besetzt wurde, erhalten Sie Ihre Dokumente zurück!“ Die Lehrerstelle war nun zwar besetzt, aber für die Musikdirektorstelle war die geeignete Persönlichkeit noch immer nicht gefunden worden. Musikerhalter war nicht das Presbyterium sondern die Kommune. Diese beschloß, einen selbstständigen Musikdirektor anzustellen und zwar um den Gehalt von 400 Gulden pro Jahr. Wieder trat an mich die Frage, ob ich diese Stelle annehmen wolle. Ich sagte wieder zu. Um diese Stelle fanden sich sieben Bewerber, drei davon hatten das Konservatorium besucht. Ich erhielt die Stelle! –

Am ersten Juni 1872 verließ ich Maldorf. In Begleitung der ganzen Gemeinde, mit berittenem Banderium und Musik verließ ich den Ort. Viele beweinten mein frohes Scheiden! –

Am dritten Juni befand ich mich in der Nähe von Reps. Als ich die Burg gewahrte, überfiel mich ein unnennbares Grauen. Ich ahnte nichts Gutes! Auf zwei Wagen hatte ich meine ganzen Habseligkeiten samt Frau und Kind. Ich wurde von niemandem erwartet. Unter den offenen Schopfen des großen Wirtshauses kehrten wir ein. Nun besuchte ich einen Schulfreund. Doch wie fürchterlich klagte er über die teure Zeit und die Wohnungsnot! „Wie hast du es gewagt, diese Hungerstelle anzunehmen. Als Schulmeister hattest du doch Quartier, Holz und Brot. Hier wirst du bittere Not leiden.“ Das war ein schlechter Trost. Der gute Mann war aber doch so freundlich, übrig gebliebene Bertram-Suppe zu wärmen und uns zu speisen. Auch erlaubte er, meine Möbel unter das gedeckte Hoftor abzuladen! Sogar ein Nachtquartier gab er uns! –

Am nächsten Tage gingen wir auf die Suche nach einem Quartier. Es war nicht leicht zu bekommen, die Eisenbahnbeamten hatten sie sehr in Anspruch genommen. Um den *vierten* Teil meines Gehaltes fand ich dennoch ein Zimmer mit einer kleinen Küche. Bald waren wir in Ordnung! –

Nach einigen Tagen stellte ich mich meiner vorgesetzten Behörde, dem Marktamt, vor. „Eine Musikkapelle haben wir nicht,“ sagten die Herren. Die Mitglieder der Kapelle waren alle abgedankte Soldaten, grob, zanksüchtig, ungehorsam und Säufer. Diese haben auch den früheren Musikdirektor hinausgesoffen. So hat dann die Kommunität die Musikkapelle aufgelöst. Sie müssen sich die Leute selbst suchen. Sie werden aber ganz von Anfang beginnen müssen! –

In der Schule sollte ich Gesang und Violinspiel unterrichten. So ging ich denn und stellte mich dem Ortspfarrer vor. Der mag seinen schlimmen Tag gehabt haben. Er war ungemein klotzig. „Wir können Sie in der Schule nicht brauchen,“ rief er. „Wie kommt die Kommunität dazu, uns einen Musiklehrer aufzuhalsen? Der Gesangunterricht ist in guten Händen und Violinspiel ist nicht notwendig“ Sie sind also überflüssig. Traurig, fast weinend, verließ ich den Pfarrhof. Diesen frostigen Empfang habe ich ihm sein ganzes Leben nicht verzeihen

können. Auch wurde mir klar, dass zwischen einem warmherzigen Weinländer und einem frostigen Haferländer ein himmelweiter Unterschied sei!

Vor mehreren Jahren hatte in Reps eine Liedertafel bestanden. Diese hatte sich sogar einen guten Ruf erworben. Seit Jahren war sie zur Ruhe gegangen. Ich stellte mich dem früheren Präses Martin Matiä vor. „Mit der Liedertafel ist nichts mehr zu machen,“ sprach er. Der Reiz der Neuheit hatte sie sogar auf eine gewisse Höhe erhoben. Dieser Reiz existiere nicht mehr. „Auch Sie werden den Verein nicht mehr zum Leben erwecken können.“

Als ich heimwärts strebte, begegnete mir Freiherr von Gutmann: „Sind Sie der neue Kapellmeister?“ fragte er. Als ich bejahte, rief er: „Ich bejammere sie!“ Schade, dass ein junges Menschenleben sich zu Tode arbeiten soll ohne Erfolg! Ich habe mich vor Jahren selbst zum Chormeister der Liedertafel hergegeben um etwas Leben hineinzubringen. Ich musste mir ins Probelokal oft selbst das Feuer machen und die Lampen anzünden. Ich habe mich gequält wie ein Hund und habe es zu nichts bringen können. Sie werden es auch sicher zu nichts bringen. Ich bejammere Sie.“ –

Als ich zu Hause ankam und meiner Frau meine Erlebnisse erzählte, weinten wir zusammen! „Ach wären wir zu Hause geblieben!!“

Zu diesem Jammer kam bald die bitterste Not. Wir litten Hunger in des Wortes schwerster Bedeutung. Einmal traf meine Frau unseren kleinen Sohn vor dem Bett kniend und die Hände gefaltet. Er klagte dem lieben Gott seinen Hunger und bat ihn um ein Stückchen Brot. Die Mutter weinte mit ihm. In der Kammer fand sie einige Roggenkleien. Sie siebte sie noch einmal durch, kochte einen Brei und streute ein wenig Zucker darauf. Der Knabe aß und schlief ein.

Ein anderesmal war ich in großer Verzweiflung. Keinen Heller, kein Brot, Hunger! Ich ging aus dem Hause und hoffte jemanden zu finden, den ich um zwei oder drei Gulden bitten könnte. Da ertönt aus einem Blasinstrument ein abscheulicher Ton. Er konnte nur aus meiner Wohnung stammen. Ich fürchtete ein Unglück und eilte nachhause. Meine Frau kam mir lächelnd entgegen und reichte mir die Hand. „Ich hab selbst geblasen“, sagte sie und führte mich zum Tisch! „Laß uns essen und guten Mutes sein. Ich habe etwas Privatgeld erhalten. Nun sind wir auf einige Tage geborgen.“ „Weißt du Mütterchen was mich drückt?“ „Wir machen den Krebsgang. In Alisch ging es uns schlecht, in Maldorf ging es uns noch schlechter und in Reps geht es uns am allerschlechtesten!“

Der Kapellmeister war nun da, aber die Kapelle fehlte, und das Publikum murrte. Seit Jahren hatte man zum Trauergeleite die Musik von den Dörfern herein schleppen müssen. So ging ich denn aufs Marktamt und bat die Herren, sie möchten die abgesetzten Choristen wieder in den Dienst einsetzen. Ich erklärte, dass ich den widerhaarigen Leuten schon Herr werden würde. Ich könnte im Notfalle auf einen groben Klotz schon einen groben Keil setzen und sogar einen Schlegel verwenden um den Nagel auf den Kopf zu treffen. Die Herren lachten; aber in kurzer Zeit war die Angelegenheit geregelt und die Proben begannen. Die Choristen waren besser als ihr Ruf. Als sie sahen, wie ich das Flügelhorn handhabte, waren sie sehr vergnügt. Die Kapelle war bald hergestellt und wurde vom Publikum in Anspruch genommen. Auch Nebenverdienste waren zu verzeichnen! – Die Musikkapelle ist immer mein Schmerzenskind geblieben. Sie war für den ansehnlichen Markt viel zu klein. Dazu kam ein fortwährender Wechsel. Das „Von-Anfang-Anfangen“ nahm kein Ende! Es ist mir dennoch gelungen, das Institut 42 Jahre ohne Unterbrechung in Ehren aufrechterhalten zu können. Freilich musste ich jedes Musikstück eigenhändig schreiben und jedem Choristen seine Stimme auf den Leib zuschneiden. Bei der Übergabe (1913) fanden sich 800 Kompositionen und 93 Trauermärsche vor. Als ich den Herren auf dem Marktamt erzählte, wie es mir auf dem Pfarrhof ergangen und dass man mich in der Schule nicht brauchen wolle, lachten sie und sagten: „Lassen Sie sich darüber keine grauen Haare wachsen. Die Herren, die den Beschluß in der Kommunität gefasst haben, sitzen zum großen Teil auch im Presbyterium. Die Sache wird bald geregelt sein.“ Und so geschah es!

Als Musiklehrer wurde ich unter die Konferenz gestellt. Freilich hatte der Actuar des Presbyteriums die Angelegenheit nicht zu Protokoll genommen. 42 Jahre später, als ich pensioniert werden sollte, wurde der Fehler entdeckt! Wenn auch halb Reps von mir Unterricht genossen hätte, könnte man leicht glauben ich hätte gar nicht existiert! Warum auch nicht? Christus, Dr. Faust, Wilhelm Tell, Nepomuk u.a. mögen gelebt haben, aber in einem Protokoll sind sie auch nicht zu finden.-

Mein Dienst in der Höheren Volksschule war: 8 Stunden Gesang und 4 Stunden Violinspiel. Mein Gesamtdienst umfasste also 16 Stunden pro Woche. Das war nun für einen 25 jährigen arbeitsfreudigen Menschen keine Arbeit. Ich brauchte aber nicht zu verzagen. Noch waren mehrere Ehrenämter unbesetzt, die alle auf mich wiesen. Bald wurde ich einstimmig zum Chorleiter der Liedertafel gewählt Als ich sie aufgebaut hatte, bestand sie aus einem Männerchor, einem Damenchor, dem gemischten Chor und der Chorschule! Der musikalische Teil des Lehrer Zweigvereins und des Bezirksvereines fielen auch mir zu. 1885 erhielt ich den Orgeldienst mit 170 Gulden, um 100 Gulden weniger als mein Vorgänger! Mein Einkommen war damit auf 645 Gulden gestiegen. Kurz vor meiner Pensionierung erreichte ich sogar die Höhe von 775. Meine Pension beträgt sage und schreibe: dreihundert Gulden! –

Wie ging es dem Dichter, als er zur Teilung der Erde zu spät kam? Er war enterbt worden – ganz mein Fall – Bekanntlich ging ich als neunjähriger Knabe in den Lohn von zehn Gulden pro Jahr in den Schul- und Kirchendienst. Ich diente bis zu meiner Pensionierung volle 65 Jahre. Die Frucht davon ist eine Pension von 300 Gulden.- Der Dichter wurde in den Himmel eingeladen! Sollte das bei mir auch der Fall sein??

11/ 1 Etwas über meinen Musikunterricht in der Schule

Meine Schüler im Violinspiel waren Kinder von 8 Jahren aufwärts. Das war keine leichte Aufgabe. Wohin ich spähte und suchte, eine Violinschule für solche Schüler war nicht aufzutreiben. Ich laborierte viel herum. Mit trockenen Übungen und Scalen war hier nichts auszurichten. „Probieren geht über Studieren!“, dachte ich, und begann eine Schule für Kinder zu schreiben. Ich habe viele Jahre daran gearbeitet, gebessert, ausgeschieden und gruppiert. Als ich nach Jahren dachte das Werkchen könnte nun wohl brauchbar sein, sandte ich es unter dem Titel: „Des kleinen Violinspielers erstes Notenbuch“ nach Wien. Es war durch die Gründung der Aktiengesellschaft „Wiener Musik-Verlagshaus“ ein ganz eigenartiges Unternehmen entstanden, dessen Ziel vornehmlich in der Hebung der heimischen Tonkunst gelegen war. Dahin sandte ich mein Werkchen ein. Die Firma ließ es von einer Kommission prüfen und da es für „gut“ befunden war, wurde es von der Firma unter sehr guten Bedingungen erworben. Noch bevor es aber zur Drucklegung kam, musste die Firma liquidieren. Das Geschäft wurde aufgelöst, und ich erhielt mein Werkchen zurück. Ich habe es niemandem mehr angetragen. Das erste Heftchen ist auf meine Kosten im Druck erschienen. Das zweite Heft konnte des Weltkrieges wegen und der enormen Geldentwertung nicht gedruckt werden.-

Im Jahre 1876 wurde ich auf Veranlassung unseres Hochlöblichen Landeskonsistoriums vom Hauptlehrerverein unseres Kirchenbezirks beauftragt ein Kinderbuch für eine dreiklassige Volksschule zu entwerfen. Von allen Seiten erhielt ich nun Unmassen verschiedener Liederbücher zur Benutzung zugesandt. Mochten sie aber „Volkslieder“, „Liederstrauß“, „Liederkranz“, „Liederperlen“, „Sangesblüten“, „Waldvöglein“ oder bloß „Liederbuch“ heißen, der Inhalt war dennoch fast immer derselbe. Obgleich ich kein Freund von derartiger Flickarbeit bin, bemühte ich mich doch aus diesen „Nachahmungen, nachgeahmter Nachahmungen“ noch eine Nachahmung nachzuahmen. – Die Arbeit wurde am 18. September 1876 der Hauptversammlung unseres Lehrervereines vorgelegt, geprüft, angenommen und dem Landeskonsistorium eingesandt. Dieses sprach mir Worte der Anerkennung und des Dankes aus. Zum Druck ist das Werk jedoch nicht erschienen.

Mein Erfolg war ein anderer: Ich fand in den verschiedenen Liederheften viele prachtvolle Liedertexte, die ungeschickte Hände unter minderwertige und unpassende Melodien gestellt hatten. Im Laufe der Jahre habe ich mehrere dieser Texte komponiert. Für meine zahlreichen Chorschüler war es immer ein Vergnügen ein derartiges Lied zu singen. Später sind dieselben in die Sammlungen „Durchs Lied zur Andacht“ und „Lebensfrühling“ aufgenommen worden.

11/ 2 Etwas über meine Kompositionen

Meine erste Komposition auf die ich mich noch erinnere, musste ich als Knabe von 13 Jahren auf Befehl leisten. Da ich weder Papier noch Tinte hatte, schrieb ich die Komposition auf einen ungeputzten Plattenherd und zwar mit Kohle! – Als Student leistete ich in Musik oft mehr als recht war. Wiederholung von zwei Klassen und die erfreuliche Prophezeiung: „Aus Ihnen wird in diesem Leben nichts“, war die Folge davon. Endlich hatte ich es dennoch bis zum Musikdirektor eines ansehnlichen Marktes gebracht. 400 Gulden war mein Einkommen. Nun wurde Musik getrieben ohne Ende. Selbstverständlich musste in erster Linie die Musik beschafft werden, die der Dienst erforderte. Die Musikkapelle brauchte Tänze, Märsche und Trauermusik, und zwar für Blechmusik, Orchestermusik und Streichmusik! – Bis zur Vertonung eines gegebenen Textes hatte ich es bis 1873 noch nicht gebracht. Ich hielt es für eine Unmöglichkeit mich in den Gedankengang und das Gefühl eines Dichters hinein zu finden.- Eines Tages hörte ich das Lied von Goethe singen:“ Ich ging im Walde so für mich hin!“ Die Melodie war ungemein geschmacklos, der Text zerstückelt und strotzte von blödsinnigen Wiederholungen. Das empörte mich. Da entschloß ich mich, das Lied zu komponieren. Es gelang! –

Es begann nun ein Liederfrühling sondergleichen. Gefiel mir ein Text, so packte mich derselbe mit elementarer Gewalt und ließ mich nicht los, bis er komponiert war. Lag die Melodie fertig in der Mappe, dann erst hatte ich Ruhe. Später erst wurde es dann für den Zwecke arrangiert, für den es erforderlich war. Nach Jahren sandte ich einige Kompositionen an Rudolf Palm nach Magdeburg. Er sprach sich sehr günstig darüber aus, warnte mich aber nicht viel hintereinander zu komponieren. Ich habe seinen Rat befolgt, umso mehr da keine Aussicht war, die Lieder durch den Druck zu vervielfältigen. Ich war mittellos. Der einzige Verleger, den ich ansprach, verhielt sich ablehnend. „Die Sachen in Verlag nehmen halte ich für sehr gewagt.“ Viele Jahre vergingen. Erst 1902 entschloß ich mich, das Wagestück zu beginnen. Das erste Heft von „Durchs Lied zur Andacht“ erschien im Mai 1902. Den Druck hatte Oscar Brandstetter in Leipzig besorgt. –

Ich wurde von Elberfeld (Düsseldorf) aufgefordert, Kompositionen für die religiöse Zeitschrift „Singet dem Herrn“ einzusenden. Der Erfolg überraschte mich, und die Kompositionen wurden vom ev. Sängerbund als „ganz besonders ausgezeichnet“ angenommen. Ich schäme mich nicht zu bekennen, dass ich bei der Nachricht geweint habe. Die Komposition „Osterfreude“ wurde auf dem Bundesfeste zu Barmen von 800 Sängern vor einem Publikum von 2000 Zuhörern gesungen! In Zürich wurde mein Männerchor „Gottes Güte“ in die F. Heim-sche Volksliedersammlung und jeder Takt mit einer Krone honoriert. Professor in Jena Dr. Nippold sagt in seinem Werke „Das Christuslied des 19. Jahrhunderts: „In den Kompositionen „Durchs Lied zur Andacht“ von Michael Zikeli, kommen die gewichtigsten Anregungen.“ Auch wurde bei zwei Preisausschreibungen in Elberfeld eine Komposition unter 135 mit dem ersten, eine zweite unter 238 Kompositionen mit dem dritten Preise belohnt. Nun erst konnte ich mich entschließen etwas dem Druck zu übergeben.- Das erste Heft von „Durchs Lied zur Andacht“ erschien im Mai 1902. Es war auf meine Kosten bei Oscar Brandstetter in Leipzig gedruckt worden und erschien im Selbstverlag. Die erste Auflage war schnell vergriffen. Die zweite Auflage musste schon am 18. August, die dritte am 20. November 1902 bewerkstelligt werden. So konnten nach und nach alle 36 Lieder in fünf kleinen Heften mit Hilfe des Reingewinnes im Druck erscheinen.

Im Dezember 1918 wurde ich aufgefordert für die Bruckenthal-Bibliothek und für das Museum meine Kompositionen einzusenden, denn man wollte mich unter die heimischen Komponisten aufnehmen. Ich konnte mich des Lachens nicht erwehren. „Spät kommt Ihr, doch Ihr kommt.“ In Deutschland hatte man das viel früher getan.

Der Bundessekretär schrieb noch am 7.Juli 1911:

Sehr geehrter Herr!

In meinem Adressenverzeichnis steht unter denjenigen Komponisten, die dem Evang. Sängerbunde sehr wertvolle Lieder geliefert haben auch Ihr werter Name verzeichnet. Darf ich nun wagen usw.

Ende Dezember 1911: „Ich sähe gerne in der Sammlung - Psalmenstrauß – die besten mir bekannt gewordenen Komponisten vertreten und möchte auch Sie nicht darin vermissen!“ Ich komponierte den 16. Psalm für gemischten Chor und übersandte denselben. Am 15.Januar 1912 erhielt ich die Antwort: „Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für den schönen Psalm, den ich mit Freuden meiner Sammlung einverleibe!“ - Und was sagen die Siebenbürgischen Verleger? Sie schweigen sich aus. In Kommission wollte sie jeder haben. Ich habe sehr schlechte Erfahrungen damit gemacht. Ich verkaufte z.B. – als nicht Geschäftsmann – bereits an der dritten Auflage während die Verleger mir die erste Auflage, vergilbt und mit Eselsohren versehen, zurücksandten – Noch kann ich erwähnen, dass ich von Deutschland aus zweimal aufgefordert worden bin, meine Biographie für Lexika zu schreiben! – **(Hier endet das Original Seite 112)**

(Hier fehlt möglicherweise ein Teil?!)

(weiter mit Original Seite 113)

„Es gibt aber dennoch ein Lied, das Ihnen sicher gefallen wird“, sagte der Herr Dekan. Er war ein guter Sänger und handhabte die Gitarre gut. Er begann zu singen:

Kennst du das Land von Gotteshand
zum Paradies erkoren?
Wo blutigrot nach Schlacht und Tod
die Freiheit ward geboren?
Kennst du es wohl, ist dir`s bekannt?
Es ist mein teures Vaterland!
Nach dir nur sehnt mein Herz sich ja,
du freie Transilvania!

„Nicht wahr, das Lied ist schön?“ fragte der Herr. „Der Text ja“, sagte ich, „aber die Melodie passt nicht zum Text, sie gleicht einem Walzer.“ „Recht haben Sie“, meinte der Herr. Wir wollten in einer Gesellschaft gerne dieses Lied singen und da niemand eine Melodie wusste, stutzten wir einen Walzer zurecht! – Komponieren Sie es um! Sie haben...“ u.s.w.

(Ende Original Seite 113)

(weiter mit Original Seite 115 - S. 114 fehlt)

Zu derselben Zeit, als ich an „Treu und frei“ arbeitete, erschien in der Kronstädter Zeitung das Gedicht: „Ich bin ein Sachs, und sag`s mit Stolz!“ Sofort komponierte ich dasselbe. Einige Tage später erfuhr ich, dass es auch Rudolf Lassel komponiert habe. Sofort strich ich den Text und legte der Melodie den Text unter: „Ein freier Sachse will ich sein!“ (Nr. 6) Kronstadt hätte an dem Werkchen mehr beteiligt sein können, denn es nahm regen Anteil daran. Die Gedichte, die mir einige Herren einsandten, waren poetisch, schwungvoll und sangbar. Aber sie waren nicht frei von politischem Einschlag. Ich habe es immer mit Goethe gehalten: „Ein politisch Lied ein garstig Lied“; auch wollte ich mit der Regierung nicht in Hader geraten. Und dennoch verdankt gerade das beliebteste Lied – „Sachs halte Wacht“ diesen Sendungen seine Entstehung. Es war am 2.März 1901, als ich von Kronstadt folgendes Gedicht erhielt:

1. Sachs wache auf!
Sie wollen uns nehmen die Namen
Die wir von den Vätern bekamen.
In ihrer Hand ist viel Macht
Sie haben`s gar weit gebracht
Sachs wache auf! –

2. Sachs wache auf!
Sie wollen die Zunge uns brechen
Auf dass wir magyarisch nur sprechen
In ihrer Hand ist viel Macht
sie haben`s gar weit gebracht.

3. Sachs wache auf!
Sie beugen und drehn uns`re Rechte
Auf dass wir uns bücken wie Knechte.
In ihrer Hand ist viel Macht
sie haben`s gar weit gebracht
Sachs wache auf!

4. Sachs wache auf!
Du musst, eh sie alles zerstören,
Auf Leben und Tod dich erwehren.
In ihrer Hand ist viel Macht
Sie haben`s gar weit gebracht
Sachs wache auf!

Gegen dieses Gedicht hatte ich sehr begründete Bedenken. Um dem alten hochgestellten Herren eine Freude zu bereiten, komponierte ich es dennoch und übersandte es. Den 7.März 1901 erhielt ich folgende Antwort:

„Lieber Freund!

Geehrter Herr Musikdirektor; Soeben hat mir meine Tochter die Komposition auf dem Klavier vorgespielt. Ich bin davon entzückt. Sie lässt mich nicht mehr los; sie liegt mir in den Ohren, seitdem ich sie gehört habe. Dank! Innigen Dank! Was soll nun geschehen mit der kostbaren Herzen durchdringenden Weise?“ In einem Brief vom 16.6. 1902 heißt es weiter: „Ich meine, es wäre zu wünschen, dass diese Weisen in weite Kreise unseres Volkes kämen. Gedruckt sind sie. Wer besorgt den Vertrieb? Wer kündigt im „Schul- und Kirchenboten“ sie an? Und im Tageblatt? Ich möchte gerne mithelfen. Geben Sie mir zu wissen ob Sie dies wünschen. Mit besten Grüßen Ihr

Dr. F.O.“

„Sachs wache auf“ gefiel auch unserem Gesangverein. Der Hauptlehrer-Verein sang es mit großer Freude.- Auf einem Haupt-Lehrerverein unseres Bezirkes waren auch alle Pfarrer und selbst der Dekan (Pieldner) anwesend. Ich dirigierte das Lied. Es wurde mit Begeisterung und Akkuratessesse gesungen. Als es geendigt hatte, trat der Herr Dekan zu mir und sagte: „Das ist eine prächtige Musik. Wenn Sie aber das Lied mit diesem Text öffentlich singen, werden Sie eingesperrt.“ Lächelnd erwiderte ich, das dürfte so schlecht nicht sein. Vielleicht würde dadurch mein Namen bekannter als durch meine Kompositionen!

Neben mir stand unser Rektor Dr. Joh. Groß. Ein Liederdichter von Gottes Gnaden. „ Herr Collega, “ sagte ich zu ihm, „möchten Sie nicht so gefällig sein, auf diese Melodie einen anderen Text zu schreiben?“ Am nächsten Tage war der Text von „Sachs halte Wacht“ in meinen Händen!

Mit diesem Text, den das Lied auf Umwegen erhielt, hat es eine ungeahnte Popularität erreicht. Bei jeder festlichen Gelegenheit wird es – namentlich in Hermannstadt- mit immer gleicher Begeisterung gesungen und vom Publikum entgegen genommen. – Das Repser Wochenblatt schreibt 14.Dezember 1913: Die beiden Zikeli'schen Männerchöre vor allem die Mahnung (Sachs halte Wacht) wirkten imponierend und gewaltig und zeigten das reiche Können unseres Musikers. Und als der Komponist selbst am Dirigentenpult erscheinen musste, da wollte der Zuruf kein Ende nehmen! Zikelis Lieder erobern sich immer mehr an Boden, und die Zeit ist nicht mehr ferne, wo vor allem seine „Mahnung“ mit zu den Liedern gehört, die jeder Sachse singen können muß! –

Das Siebenbürgisch-Deutsche Tageblatt schreibt, Hermannstadt 27.März 1912:

„Begeisterte Aufnahme fand insbesondere die wuchtige, heilig-ernste Mahnung „Sachs halte Wacht!“, zu welchem Text und Komposition unserer Volkmänner, Dr. Groß und besonders der hier beliebte Zikeli, aufs beste beglückwünscht werden können! –

Die Kronstädter Zeitung schreibt Sonntag, den 26.April1912:

„Der Männerchor übertraf sich förmlich in der „Mahnung“, Gedicht von Dr. Josef Groß, Musik von Michael Zikeli. - Dies „Sachs halte Wacht“ klang so wuchtig, hinreißend und begeisternd, dass sich der Beifallssturm nicht legen wollte und durch die Wiederholung nur aufs Neue entfacht wurde. Es ist ein packender Nationalhymnus, den uns da Dr. Groß und Zikeli geschenkt haben. Ich kann mich nicht entsinnen, dass eines unserer nationalen Lieder jemals eine derartige Wirkung auf mich gehabt hätte, wie dieses „Sachs, halte Wacht“. –

11/ 3 Lebensfrühling

Die Lieder von „Lebensfrühling“ sind auch ähnlich entstanden wie die anderen Lieder. Sie wurden komponiert, in die Mappe gelegt und zum Teil dort mehr als zwanzig Jahre liegen gelassen. Da wurde 190(?) * eine zweiklassige Chorschule gegründet. Ich erinnerte mich der Kompositionen, arrangierte sie für zwei Stimmen und übte sie ein. Als die Lieder zu Gehör gebracht wurden, fanden sie freudige Aufnahme. Selbst der Damenchor des Gesangvereins bat, die Lieder auch singen zu dürfen. Mit Begleitung eines kleinen Orchesters oder des Klaviers wurden einige sogar im Chorduett in Konzerten aufgeführt und vom Publikum freudig aufgenommen. Unter dem Titel „Lebensfrühling“ sollten etwa 40 Lieder gedruckt werden. Das erste Heft, 20 Lieder enthaltend, ist erschienen. Als vor Jahren der Staatsschulinspektor in Reps war, wurden mehrere Lieder gesungen, da soll er zu einem Pfarrer (Seiburg) gesagt haben: „So einen schönen Schulgesang wie in Reps, habe ich mein Lebtag nicht gehört!“ Die heimische Kritik hat die Lieder sehr beifällig aufgenommen.

11/ 4 Urteile über „Lebensfrühling“

Der Komponist, dessen Stärke das Volkslied ist – seine angenehmen, einfach schönen Lieder sind schon in unserer Gegend in den heimischen Volksliederschatz eingereiht – hat hier offenbar die Absicht ausgeführt, für die Kinder in Haus und Schule durch Auswahl leicht verständlicher Gedichte solche Kompositionen zu schaffen, die dem Sinn und Herzen der Kinder zugänglich sind. . .

Die Kompositionen haben die Absicht des Meisters erfüllet. Die Kinder singen sie mit großer Freude, weil die Melodien ihnen durch ihren lieblichen Klang sehr zusagen. Es ist dieses musikalische Werkchen umso mehr anerkennend zu begrüßen, als sich ja überall das Bedürfnis regt nach dem Volkslied in seiner einfachen Schönheit oder schönen Einfachheit. Wir freuen uns sehr, dass sich auch auf diesem Gebiete die heimische Kraft so glücklich regt und empfehlen die Liedersammlung allen auf das wärmste. „Die Bergglocke“ Dr.J.Groß

* Gründung der zweiklassigen Chorschule: 1895

„Lebensfrühling“. – Ein Hauch freudiger liebevoller Jugendstimmung weht uns aus diesem Büchlein entgegen. Das längst entschwundene Paradies der Kindheit lebt in diesen Liedern wieder auf. Die Kompositionen sind dem Texte mit innigem Verständnis und tiefer Empfindung angepasst. Der Volkston herrscht vor. Die Sammlung kann besonders unseren Volksschulen empfohlen werden. „Repser Burgvogt“

Die 34 religiösen Männerchöre „Bergglocke“ sind größtenteils auf Veranlassung des ev. Deutschen Sängerbundes in Elberfeld entstanden. Viele davon sind teils in der religiösen Zeitschrift „Singet dem Herrn“ oder in den Beilagen erschienen. Das Werkchen ist abgeschlossen; ebenso die Trauergesänge: „Unseren lieben Toten!“ Etwa 50 Sololieder für Gesang und Gitarre liegen druckbereit. Vorläufig sind der Öffentlichkeit nur 7 Lieder übergeben! Ob eine Fortführung erfolgen wird?

„Aus des Lebens Blütentagen“ sollte ursprünglich 20 Lieder enthalten. Das erste Heft, 10 Lieder für eine Singstimme mit leichter Klavierbegleitung, sind erschienen. Diese Lieder erfreuen sich einer großen Beliebtheit und werden namentlich von der gebildeten Jugend – Männlein und Fräulein – sehr begehrt. –

Noch waren die Lieder „Aus des Lebens Blütentagen“ nicht im Druck erschienen, als unsere gefeierte Konzertsängerin Frau Baumann-Bretz uns mit einem Konzert beehrte. Sie machte mir einen Besuch und bat, ihr zu erlauben, zwei Lieder von mir in das Programm übernehmen zu dürfen. „Aber bitte, wie wird sich der Name Zikeli neben Brahms und Richard Strauß ausnehmen?“ „Sie werden sich Ihrer Kompositionen nicht zu schämen brauchen!“ Das Konzert begann. Je näher meine Nummern heran naheten, desto tiefer duckte ich mich und hätte mich, wie Franz Schubert, in den äußersten Winkel versteckt. Die Sängerin sang die Lieder „Zwei Rosen“ und „Lied der Nachtigall“ mit einer Bravour sondergleichen. Der Applaus und die Hoch-Rufe wollten kein Ende nehmen. Die Lieder mussten wiederholt werden - Mit der Zeit schäme ich mich nicht mehr, wenn mein Name auf dem Programm steht. Und wenn fast täglich Anerkennungsschreiben einlaufen, wird oft der Gedanke wach: „Der näselnde Professor hat doch nicht recht prophezeit, als er sagte: Aus Ihnen wird in diesem Leben nichts.“ Es ist dann doch „etwas“ aus mir geworden.“ Zur Erinnerung an diesen Konzertabend widmete ich die Lieder: „Aus des Lebens Blütentagen“ der gefeierten Konzertsängerin!

Der dieses Lied gesungen,
grüßet dich viel tausendmal,
Zu Herzen auch hat's geklungen
ach, wohl eintausend mal!

Ist Freude dir beschieden
so sing es dann im Frieden
wohl hunderttausend mal!
Frei nach Goethe

11/ 5 Etwas über meine Schriftstellerei

„Sie müssen arbeiten! Sie haben kein Recht zu fragen: „Was wird mir für meine Arbeit (bezahlt)?“ So sagte im Seminar ein Professor zu seinen Schülern, die Schulmeister werden wollten. Heute wird jeder Handgriff teuer bezahlt. Selbst der Tagelöhner ist eine gesuchte Person, die gut bezahlt wird. Wer aber arbeiten will, nur um der Arbeit Willen – kann sich in das Gebiet der Trostlosigkeiten flüchten. Er soll nur wacker Verse machen, oder Lieder komponieren oder Artikel schreiben. Lieder bringen kein Brot und vom Artikel schreiben ist

noch keiner reich geworden! Ich brauchte mich vor derartigen Arbeiten nicht zu fürchten – Seit dem ich die Schule 1869 verlassen hatte, hatte ich die Feder nur in die Hand genommen, um dienstliche Sachen zu erledigen, Briefe oder Noten zu schreiben. Ich war froh, mit schriftlichen Arbeiten nichts mehr zu tun zu haben. Es kam mich immer ein Gruseln an, wenn ich daran dachte, wie schofel ich im Seminar vom Professor bei jeder Wochenarbeit behandelt wurde. – Wenn er Grimassen schnitt, im schwarzen Bart und im Nacken krauelte, tief seufzte und zu einer wuchtigen Strafpredigt ausholte, da wusste ich, dass das alles mir galt!

Viele Jahre vergingen! Meine Artikel und Kompositionen waren zum Teil schon erschienen. Ich reiste in meine Heimat. Der einstige Professor war Pfarrer in dem Orte. „Wenn ihr mich lieb habt,“ sagte ich zu meinen Anverwandten, „so sorgt dafür, dass ich mit eurem Pfarrer nicht zusammen treffe, denn es könnte zu einer unangenehmen Szene kommen.“ „Nein Onkel, das soll nicht sein! Der Herr hat deine Artikel alle gelesen und sich sehr darüber gefreut. Auch hat er ersucht, deine Kompositionen in der Kirche zu Gehör zu bringen. Deine Arbeiten wären ihm ein Labsal und eine Erfrischung! Er ist stolz darauf, dein Lehrer gewesen zu sein. Er hat uns beauftragt, dich zu bitten, ihn zu besuchen. Er sehnt sich förmlich nach dir!“ Ich besuchte ihn. War das eine Freude! Er drückte mir die Hand und umarmte mich! Er freute sich über die Geistesfrische und die Beobachtungsgabe, die in meinen Arbeiten vorherrsche. Er gratulierte mir zu meinem Erfolg und munterte mich auf, noch recht viel zu schreiben. Ich schied vollkommen ausgesöhnt. Ich habe ihn leider nicht mehr gesehen! -----

In meinem lieben Sachsenlande, war in musikalischer Hinsicht manches, wie es nicht sein sollte. Ich beschloß, unter dem Sammelnamen „Musikalische Anregungen“ einige Artikel vom Stapel zu lassen. Merkwürdig! Als Student musste ich oft stundenlang am Bleistift nagen, bis ein armseliger Satz zum Vorschein kam. Nun mir kein Lehrer auf dem Genick saß, strömten die Gedanken unaufhörlich. Mit Feder und Tinte ging es mir zu langsam. Ich spitzte mehrere Bleistifte, legte das Papier in Folio vor mich und schrieb und schrieb! – War ein Thema erledigt, drängte sich ein anderes hervor. Diesen Artikeln ging es ähnlich wie den Liedern: Sie wurden ausgearbeitet und kamen in die Mappe, um Jahre darin zu liegen. – Erst im Jahr 1901 klagte mir ein Freund (Hermann), dass er mit Arbeit überbürdet sei. Namentlich war es ihm unangenehm, dass er als „Redaktör des Sächsisch-Regener Wochenblattes“ einen Artikel einzuliefern habe, und denselben nicht fertig stellen könnte. – Da ich glaubte, das Blättchen würde von niemandem gelesen, so erklärte ich einen Artikel zu liefern. Ich nahm die Mappe hervor. „Die Kirchenmusik auf dem Lande“ wurde hervorgeholt. Als ich dem Freunde den Artikel vorlas, geriet er in freudige Extase. Der Artikel wurde gedruckt und da er sehr gefiel, wurde er von verschiedenen Zeitungen nachgedruckt. Ein Herausgeber versprach, mir für alle Artikel ein Honorar zu geben, hat es aber bei einigen Visittkarten bewenden lassen. Da diese Artikel zwar alle gedruckt und nachgedruckt worden sind, aber in Büchern nie erscheinen werden, stehe ich nicht an, wenigstens die Titel anzuführen!-

1. Die Kirchenmusik auf dem Lande
2. Haben wir ein siebenbürgisch deutsches Volkslied?
3. Unsere Orgeln und unsere Organisten
4. Das Lied in sächsischer Mundart
5. Die Sachsen als Musiker
6. Der Adjuvanten-Chor auf dem Lande und die Bürgermusik in den Städten
7. Martin Polder und das Diktum einst und jetzt
8. Der Schäßburger Stadtkantor Fried. Alesi

War der musikalische Teil erledigt, wurde die Dorfschule herangezogen! Es erschienen nun die Artikel der „Streiflichter“.-

11/ 6 Etwas von den „Streiflichtern“!

Gleich bei ihrem Erscheinen genossen die „Streiflichter“ ein gewisses Ansehen. Der Herausgeber von „Das literarische Deutsch-Österreich“ in Wien und Leipzig, Wilhelm Schriefer, sprach sich sehr anerkennend darüber aus. Er bat ihm zu erlauben einen Artikel abdrucken zu lassen. Ich gestattete es. „Im Hause des Dorfpredigers“ erschien. Auch wünschte er mehrere Exemplare von den „Streiflichtern“, die er verkaufen wolle, um mich zu fördern. Ich sandte 85 Hefte nach Wien. Als ich nach zwei Jahren um den Betrag bat, hieß es: „Wilhelm Schriefer ist gestorben“ Damit war die Sache erledigt. Mit Verlegern und Buchhändlern habe ich halt kein Glück. Zu einem Honorar oder zu einem Verleger habe ich es nicht bringen können. Zum Glück war beim Erscheinen meiner Sachen das Papier billig, sonst hätte es mir auch gehen können wie Goethe. Bekanntlich konnte er für seinen „Götz von Berlichingen“ keinen Verleger finden. Ein Buchdrucker erklärte das Werk zu drucken und zu verlegen, nur müsse Goethe das Papier bezahlen. Das Werk wurde gedruckt, aber keine Käufer erschienen. Und da Goethes Vater sich weigerte das Papier zu bezahlen, wurschtelte Goethe mehrere Jahre herum, bis er endlich das Papier bezahlt hatte! (siehe Heinemann)

Bei meinen literarischen Arbeiten hatte ich von vornherein auf jeden materiellen Erfolg verzichtet! Ich arbeite, weil es mir Freude bereitet! Fällt dennoch ein Bröcklein als Reingewinn ab, so wird es zur Drucklegung eines anderen Werkchens verwendet.-

Wir waren auf einem Bezirkslehrerverein in Homorod. Als wir den Sitzungssaal verließen, trafen wir die ganze Kommunität des Dorfes versammelt! Als die Leute mich sahen, kamen sie mir entgegen, bewillkommneten mich und gratulierten mir wegen den „prächtigen“ Streiflichtern. Alle hatten dieselben gelesen. Ein Gelehrter (Petri) war in Extase. „Seit dem Erscheinen von Goethes ‚Götz von Berlichingen‘ ist kein so gutes Werk erschienen als die Streiflichter,“ sprach er, und ich lachte darüber! – „Wie ist es möglich, dass Sie das Werkchen alle gelesen haben?“, fragte ich. „Ich habe doch nur ein einziges Heft nach Homorod verkauft!“ „Wie ein Nachbarschafts-Zeichen ist es von Haus zu Haus gewandert. Die ganze Gemeinde hat es gelesen und bewundert. Freilich ist das Buch auch ganz aus dem Leim gegangen.“ Einige Tage später erhielt ich von Schirkanyen ein sehr warmes Anerkennungsschreiben betreffs der Streiflichter. Das dünkte mich nun wirklich ein Wunder zu sein, denn in dieses Dorf hatte ich gar kein Heft verkauft. Auf einem Lehrerverein erzählte ich dieses Mirakel. Da rief der Lehrer von Deutsch-Tekes: „Ich hatte ein Heft gekauft, gelesen und da es mir so gut gefiel, im ganzen Dorf zirkulieren lassen. Dann packte ich es ein und schickte es in meine Heimat Schirkanyen. Da hat es auch die ganze Gemeinde gelesen. Nun ist es freilich total zerrissen!“ So wird hier zu Lande die Literatur unterstützt.-

Noch muß ich erwähnen, dass den Streiflichtern eine große Ehre zuteil wurde. Sie wurden von der größten kirchlichen Autorität verboten. Der Leiter des „Sächsisch Regener Wochenblattes“ erhielt den Befehl, keinen von diesen Artikeln mehr aufzunehmen. Es geschah zum großen Ärger des Verlegers und der Abonnenten! Trotz diesem Verbot erschienen die Artikel, freilich in anderen Zeitschriften. Den letzten Artikel jedoch: „Ist es ein nationales Unglück, wenn Seminaristen Pfarrer werden?“ wollte keine Wochenschrift aufnehmen. Man fürchtete eine langwierige Polemik und deren Folgen. Obgleich der Artikel, streng genommen, nicht in den Rahmen passte, nahm ich ihn dennoch in die „Streiflichter“ auf.

Ich war im Garten beschäftigt. Da kam ein mir unbekannter Herr und stellte sich als der Redaktör des „Siebenbürgisch Deutschen Tageblattes“ vor. Es war Emil Neugeboren! Er meinte, er habe Broos besucht und da er nun flott sei, wolle er auch die „literarischen Kapazitäten“ von Reps kennen lernen.

Damals gaben nämlich Dr. Josef Groß und Wilhelm Hermann die Zeitschrift „Bergglocke!“ heraus. Der Herr war sehr liebenswürdig. Er bat mich um ein Bändchen „Streiflichter!“ Ich begleitete ihn auf die Burg. Dabei fragte ich ihn über sein Urteil betreffs zweier literarisch tätiger Herren. Von dem einen sagte er: „Der sollte nicht mehr schreiben. Seine Feder ist längst ausgeschrieben.“ Vom zweiten sagte er: „Der täte der Nation den größten Gefallen, wenn er keine Feder mehr anrühre.“ - -

Ein junger, akademischer Lehrer war Pfarrer geworden. Wir waren auf den sogenannten „Strempel“ eingeladen. Da wurde mir ein alter Herr vorgestellt mit den Worten: „Dieser ist das nationale Unglück!“ Mich stellte man vor: „Und dieser sind die „Streiflichter!“ Nun erst wurde es mir klar, wem ich als Gegner gegenüber gestanden. Dann erkannte ich ihn, den ehemaligen Studenten der Theologie der 1863 in Bogeschdorf die Probepredigt hielt und stecken blieb. Später, 1870, traf ich ihn als Dr. und Professor des Gymnasiums in Mediasch. Er war ein ungemein schneidiger Mensch. Er hatte eine scharfe Zunge und schrieb eine spitze Feder. Es war Dr. Rudolf Theil. Er setzte sich an meine Seite. Natürlich kam unser Streitobjekt zur Sprache. und „Wunder!“ Statt meinen Artikel - der gegen ihn gerichtet war - zu tadeln, lobte er ihn! Er meinte, der Artikel lasse zwar an wuchtigen Hieben nichts zu wünschen übrig, aber die Argumente, die ich ins Feld geführt, seien stichhaltig und ich treffe den Nagel immer auf den Kopf. - Nicht das sei der Fall bei meinem Nachbar (Hermann). Der habe zwar auch schlagen wollen, habe aber den Nagel nie getroffen. Immer sei der Schlag vorbei gegangen. Gekränkt verließ derselbe die Gesellschaft. Das Werkchen: „Ernst und heiter“ will ich bloß erwähnen. Es geht mit diesem ähnlich wie mit den „Streiflichtern.“ Es wird viel gelesen, viel gelobt aber wenig gekauft. Es wird einfach ausgeliehen und wandert von Haus zu Haus bis es zerrissen ist! -

Von der Kritik wurden die Streiflichter sehr wohlwollend beurteilt. Wilhelm Schriefer, der Herausgeber von: „Das literarische Deutsch - Österreich“ schreibt, Wien den 16. September 1903:

- „Ich habe die „Streiflichter“ * mit großem Interesse gelesen - *Das Buch ist gut und hochinteressant.* Ich würde mit Ihrer Erlaubnis ein Kapitel in unserer Zeitschrift abdrucken und alles Geeignete tun das Werkchen allgemein bekannt zu machen.
Wien, den 16. September 1903 Wilhelm Schriefer“

- „Der Verfasser der Streiflichter“ schildert die überaus tristen Zustände mit wahrheitsgetreuer Kraft. Das in *echt volkstümlichem* Stil geschriebene Buch wird besonders in Lehrerkreisen Sensation erregen.“ „Das literarische Deutsch-Österreich“ Wien-Leipzig

- Es ist viel Gutes in dem Buche. M.B. Hermannstadt

- Der Autor der „Streiflichter“ hat schon vielfache Beweise seines guten Willens und seines schönen Könnens geliefert. Seine Kompositionen „Durchs Lied zur Andacht“ und „Treu und frei“ sind rasch verbreitet worden und haben auch in Deutschland verdiente Anerkennung gefunden. In dem vorliegenden Werke zeigt sich der Autor als ein *Meister der Darstellung.* Köstlicher Humor mit oft derben Ausfällen gegen veraltete Zustände und philisterhafte Vorurteile durchzieht das Werk. Es sind Worte eines geraden offenen Mannes, der seine Meinung frei bekennt und sich wie im persönlichen Verkehr, so auch hier, gibt wie er ist, ohne Schmincke, schlicht und wahr“ „Kronstädter Zeitung Friedrich Rheindt

*Streiflichter

aus dem siebenbürgisch-deutschen Dorfschulleben
um die Mitte des 19. Jahrhunderts
von Michael Zikeli

- Solche offene unverzagte Worte hat lange niemand zu unserem Volke gesprochen. Der Verfasser zeigt sich aber auch als ein *Meister in der Darstellung*. Gleich der erste Abschnitt: „Im Hause des Predigers“ ist ein Kabinettstück frischer volkstümlicher Erzählungskunst! „Repser Burgvogt“ W.H.

- So finden wir in den „Streiflichtern“ eine lebhaft, hinreißende Darstellung, welcher ein gutes Erzählertalent zu Hilfe kommt. Es ist wahre Stimmung in den Bildern und ein gesunder Urwüchsiger Ton spricht daraus. „Die Bergglocke“ Dr. J. Gross

- Der berühmte heimische Schriftsteller Herr Traugott Teutsch in Kronstadt, der Verfasser von „Schwarzburg“, „Georg Hecht“, „Harteneck“ u.s.w. schreibt an den Verfasser der „Streiflichter“: ‘Kronstadt, den 16. September 1905Da waren es Ihre „Streiflichter“, die mich in eine wahrhaft erquickliche, behaglich-heitere Stimmung versetzten. Ja diese Lektüre hat mir wohlgetan! Habe ich doch keine Ahnung davon, dass ein Mann unter uns lebt, der solche prächtige Sachen zu schreiben das Zeug in sich hat! - - ... Was der Verfasser uns aber da erzählt, ist so reich an mannigfaltigem und vielgestaltigem Detail und dieses Detail ist so originell und interessant, dass wir immer und immer gefesselt und hingerissen werden. Und noch etwas – ein sehr hoch anzuschlagender Reiz und Vorzug dieses Buches: Das Erzählte ist von einem so lebendigen, volkstümlich-gesunden, und kernigen Feuer durchsättigt, fast möchte ich sagen *durchfunkelt*, dass ich die schöpferische Kraft bewundern muss, der dieses köstliche Elixier unversieglich entsprudelt“

11/ 7 Wie ich zu meinem Hause kam

Wohnungsnot, Holznot, Brotnot! Ein bitteres Kleeblatt. Als Dorfschulmeister kannte ich diese Nöte nicht. War die Wohnung auch klein und unbequem, was lag daran? Die anderen Kollegen hatten es auch nicht besser. Man begnügte sich und war zufrieden. Holz hatte man nach Bedarf. War es auch manchmal grün und knapp, man begnügte sich und war zufrieden. Je einen Laib Brot lieferte jeder Bauer in die Schule. War es auch manchmal schwach, es war doch da! Man begnügte sich und war zufrieden. Ich war aber Dorfschulmeister! Nun war ich in einem angesehenen Markte mit städtischem Gepräge Musikdirektor. Da musste ich in erster Linie eine anständige Wohnung haben. Ich suchte eine und fand sie. Um den vierten Teil meines Gehaltes erhielt ich ein schönes Zimmer und eine kleine Küche. Ich hätte hier auch in der Tat glücklich leben können, wenn nur der Hauszins nicht gewesen wäre! „Was fehlt unseren Hausleuten? Ich habe sie begrüßt und sie danken nicht! Auch schlagen sie da unten die Türen derart, dass hier im Stock die Fenster klirren?“ „Ja Mütterchen, ich habe den Hauszins noch nicht bezahlt!“ Nach ungefähr zwei Jahren kam der Hausherr: „Lieber Freund du wirst dir ein anderes Quartier suchen müssen. Der Doktor hat mir verboten länger in der staubigen Werkstatt zu schlafen. Ich werde künftighin hier wohnen.“ So musste ich halt gehen und suchen. In der schönsten Gasse fand ich ein Zimmer und ein dunkles Vorhaus. Dieses Vorhaus hatte seit vielen Jahren als Rumpelkammer gedient. Die Katzen trieben ihr Unwesen darin und die Luft war zum ersticken. Die Wohnung wurde hergerichtet und wir zogen ein. Einige Monate vergingen! „Was schnuppert der Hausherr mit dem Finanzier hier herum?“ Da erschien der Hausherr: „Lieber Freund suche dir ein anderes Quartier. Ich habe das ganze Haus der Finanzwache verpachtet. In diesem Zimmer soll ich mit meiner Frau wohnen!“ So ging ich halt wieder auf die Suche. Am Ende der Burggasse fand ich ein altes unbewohnbares Haus. Der Eigentümer, der die Witwe daraus geheiratet hatte, erklärte, dass er das Haus für mich herstellen wolle unter der Bedingung, dass ich es längere Zeit bewohnen würde! Ich versprach!

Das Haus wurde hergerichtet und wir zogen ein. Es vergingen nur wenige Monate. Da kam die Frau weinend und klagend. „Mit meinem Mann, dem miserablen Menschen, lebe ich keinen Augenblick weiter, lieber gehe ich betteln. Ich brauche mein Haus und zwar sofort.“ So ging ich denn abermals auf die Suche. Am entgegengesetzten Ende der Gasse fand ich ein Haus. Der Garten war der feste Nachbar des Friedhofes. Der Eigentümer war gestorben und hatte eine minderjährige Tochter hinterlassen. Das Haus war auch der Reparatur bedürftig. Der Tutor des Mädchens versprach dasselbe wohnbar herzurichten, wenn ich verspräche längere Zeit in demselben zu wohnen. Das Mädchen war mit einem körperlichen Defekt behaftet und niemand glaubte an eine mögliche Heirat. Die Reparatur des Hauses war vollendet und wir zogen ein. Nach etwa zwei Jahren verbreitete sich das Gerücht: Ein Bäckergehilfe ist von Wien nachhause gekommen, der will die Waise des Hauses wegen heiraten. Und so geschah es. Der junge Mann kam: „Bitte sich ein anderes Quartier zu suchen. Ich will in meinem Hause wohnen!“ – So ging ich denn abermals auf die Suche.

Der alte Herr Pfarrer hatte erfahren, dass ich abermals obdachlos sei; er ließ mir bedeuten, in der Mädchenschule seien zwei Zimmer leer, die könnte ich unentgeltlich haben, wenn ich auf der Orgel den Kirchengesang unterstützen wolle. Ich ließ mir das nicht zweimal sagen und zog sofort ein. Zwar war eine Wohnung ohne Küche sehr unbequem, aber meine Frau wusste sich zu helfen. Auch gingen mir stündlich etwa 120 Kinder dicht vor der Türe vorbei. Eine Klasse war neben, zwei über meiner Wohnung! Wenn die Lehrer nicht zugegen waren, rannten die Kinder über Tische und Bänke und man glaubte an den Weltuntergang. Das Quartier kostete kein Geld und man begnügte sich! –

Bald fanden sich auch Privatschüler ein! Diese waren meist vom Lande und konnten den Privatunterricht nicht mit Geld bezahlen. Der Mühlenbesitzer brachte Mehl, der Dorfkantor brachte Frucht, der Dorfprediger stellte mir Schweine zur Mast in den Stall, der Tischler machte mir prachtvolle Möbel. Letztere stehen heute noch als Zierde in meiner guten Stube! Der Knabe des öffentlichen Notärs brachte Silberzwanziger, der Bube des Stuhlrichters brachte Golddukatent! –

Ein gewisser Wohlstand machte sich bemerkbar. Schöne Bilder und ein großer Spiegel zierten und zieren heute noch meine Wohnung. Das Glück dauerte etwa sieben Jahre! – Da verbreitete sich das Gerücht: „Die Regierung hat eine Kommission geschickt, unser Schulgebäude zu untersuchen und hat es als unentsprechend befunden. Der Markt muß sofort eine neue Schule bauen, widrigenfalls der Staat eine bauen wird. Das Gerücht bestätigte sich und alle jene, die in den Schulen wohnten, mussten räumen. Das war der Kantor, der Kampanator und meine Wenigkeit! Da stellte ich mich vor meine Frau! „Nun, Mutter, was beginnen wir jetzt? Sollen wir denn wieder das alte Wanderzigeunerleben beginnen? Weißt du was, Mütterchen? Am Berge lebt der kranke Samm, der will sich tüchtigen Leuten in Pflege geben und gibt dafür sein Haus und Hof und den prächtigen Garten. Was meinst du, wir übernehmen den.“ Da fing sie bitterlich an zu weinen! „Habe ich denn mit meinen drei kleinen Kindern nicht genug, soll ich mir auch *den* noch auf den Hals laden?“ Ich schwieg und beschloß in meinem Herzen über die Angelegenheit kein Wort mehr zu verlieren. – Dieser kranke Samm war ein allein stehender Mensch von etwa 60 Jahren. Er hatte das Unglück an derselben Krankheit zu leiden wie die Dichter Heinrich Heine und Julius Moser, nämlich an Rückenmarksdarre. Anfangs schleppte er sich an Stöcken einher, dann an zwei Krücken. Endlich schiebt er mehr schlecht als recht einen Stuhl vor sich her und setzt sich so in Bewegung. Nun waren ihm beide Füße und ein Arm abgestorben. So lag er denn im Bette ohne Liebe und ohne Pflege. Oft soll es vorgekommen sein, dass er vom Bette herunter fiel und Stunden, ja Tage, am Fußboden liegen blieb. Dazu kam seine Wohnung in üblen Geruch und Schmutz und Unrat häuften sich derart, dass sich kein Mensch mehr in seine Nähe wagte. Dazu soll er grob und flegelhaft gewesen sein. Er zerschlug im Zorn alles was er erreichen konnte. Einen Tisch, von dem ein Stück abgeschlagen worden, bewahre ich noch als Andenken.

Da kam eine Frau aus gutem Hause zu mir und bat mich, ihrer Tochter Musikunterricht zu erteilen. Wie erstaunte ich als meine Frau begann: „Liebe Eder, du stehst ja gut mit der reichen P. und seid sogar Nachbarinnen. Sag es ihr, wir wollen den Samm in Pflege nehmen.“

„Gott! Liebe Zikeli, wie können kluge Leute eine solche blöde Idee haben? Der Samm ist ein niederträchtiger Mensch! Er hat sieben Geschwister, aber niemand kann es bei ihm aushalten. Wenn ganz Reps sein Eigentum wäre, würde ich ihn doch nicht in Pflege nehmen. Dazu ist das Haus eine Ruine und man erzählt, dass es da in der Nacht „heim käme!“

Als die Freundin gehen wollte, wendete sie sich an der Türe noch einmal um: „Höre,“ sagte sie zu meiner Frau, „eigentlich ist die Sache nicht gerade so schlimm. Du bist eine fleißige, tüchtige Frau, dein Mann ist klug und verträglich. Ihr sollt den Samm dennoch übernehmen. Ihr kämet auf die leichteste Art zu einem schönen Eigentum. Ich rede heute noch mit der reichen P. Ihr Mann ist gewiß gerne dazu bereit. Als der reiche Bruder von der Angelegenheit erfuhr, soll er die Hände gefaltet haben: „Gott sei Dank, dass ich meinen armen Bruder in solch gute Hände geben kann. Es liegen auf dem Hause 300 Gulden Schulden, die schenke ich diesen braven Leuten.“ Nach etwa drei Tagen wurde der Kontrakt unterschrieben und ich glücklicher Besitzer eines zwar alten, aber schuldenfreien Steinhauses gebaut 1708. So geschehen im Oktober 1885.

Der Zustand des Zimmers, in dem der Kranke lag und die Atmosphäre, die darin herrschte, spottet jeder Beschreibung. Sofort ging es an ein großes „Reinemachen!“ Selbst der Kranke musste sich von mir eine Waschung vom Kopf bis zur Zehe gefallen lassen. Als er aber in reiner Leibwäsche ins reine Zimmer und ins reine Bett kam, war er sehr vergnügt. Wie staunte er aber, als er immer alles vorfand was er brauchte, ohne je einen Wunsch aussprechen zu müssen. Wir hatten uns mit meiner braven Frau dahin geeinigt: „Wir sollen den armen kranken Mann so behandeln, als sei er unser Vater, denn er hat uns gegeben was uns unsere Eltern nicht geben konnten: Haus und Hof!! Er war auch sehr brav und gut. Von einer beispiellosen Grobheit war keine Spur mehr. Wenn wir in sein Zimmer traten, war seine ständige Anrede. „Kommen Sie, kommen Sie! Wenn Sie erscheinen, ist es immer, als kämen Engel vom Himmel zu mir.“ –

Einer kleinen Begebenheit kann ich nie mit trockenen Augen gedenken! „Lieber Herr Zikeli“, sagte er eines Tages, „Sie haben so viele Unkosten gehabt um dieses Haus in guten Stand zu setzen. Ich habe hier ein kleines Ersparnis. Sie sollen so gut sein und es als Geschenk von mir annehmen. Ich habe ja alles was ich brauche und die Kleinigkeit kann ich entbehren.“ Mit zitternder Hand griff er unter den Polster und reichte mir ein kleines Paketchen dar. Drei Silbergulden waren darin. Ich nahm das Geschenk an und dankte ihm. Das war nun der grobe Mann, den selbst seine Geschwister verlassen hatten! „Wie man in den Wald ruft, so schallt es zurück!“ Wir taten noch ein Übriges. Ich kaufte einen Tragstuhl. Meine Frau und ich trugen ihn, wenn schönes Wetter war, in den Garten, stellten den Stuhl unter blühende Bäume oder unter eine große Eiche. Und dieser Tragstuhl sollte sein Ende herbeiführen. Nun erst kamen seine Geschwister zur Besinnung. Es tat ihnen leid, sich am armen kranken Bruder versündigt zu haben. Sie wollten ihn wenigstens manchmal einen Nachmittag bei sich sehen. Jedesmal, wenn er nachhause gebracht wurde, ward er unwohl. Als er zum letzten Mal nachhause gebracht wurde, rief er mir zu: „Ach wäre ich zuhause geblieben, ich bin müde, ich bin müde!“ Ich entkleidete ihn schnell und brachte ihn zu Bett. In der Nacht befiel ihn eine Krankheit, die ich nicht nennen will. Ich meldete den Vorfall seinen Geschwistern. Einstimmig erklärten sie: „Ach, wenn er nur sterben sollte!“ Unter großen Schmerzen starb er nach einigen Tagen. Die gute Pflege hatte er nur *ein* Jahr und 10 Monate genossen.

12 Etwas von meinen Lieben

12 / 1 Meine liebe Frau!

Einige Studenten waren abends im so genannten Umweg ins Schulhaus gekommen. Sie berichteten, dass in einer Bürgerfamilie eine Gesellschaft sei und da singe ein Mädchen wunderschön zur Gitarre. Sofort schlichen wir uns hin, stellten uns ungesehen unter die Fenster und lauschten. Der Gesang war wirklich wunderschön und begeisterte uns ungemein. Jeder glaubte ein etwas Schöneres gehört zu haben. Mein Freund Joh. Ongert und ich beratschlagten täglich, wie wir uns dem Mädchen auf eine schickliche Art nähern könnten. Endlich meint mein Freund: „Ich war in meiner Heimat, da habe ich dem Mädchen von Groß-Schenk einen Gruß mitgebracht.“ Wir stellten den Tag fest, an dem wir anrücken sollten. Gesagt getan und gelangten glücklich in den Hof nahe der Türe. Nun trat die große Frage an uns heran: „Welcher soll voran gehen?“ Nach vielem Hin- und Herreden fasste mein älterer Freund den Riesenentschluß, drückte mit Todesverachtung auf die Klinke und öffnete die Türe. Lieber Himmel, waren da schöne Mädchen! Von ihrem Anblick geblendet, sah ich nicht, dass ich noch eine Stufe zu treten hatte und fiel nicht *einmal* sondern *zweimal* der Länge nach ins Haus! Die Mädchen waren erschrocken und zogen sich in einen Winkel des Zimmers zurück. Mein Freund zitterte am ganzen Leibe! Er schaute sich nach mir um, und konnte nur die Worte stammeln: „Michel, was machst du?!“ –

Mein Hereinfall hatte die Mädchen zwar erschreckt, sie trugen ihn aber nicht nach. Und als ich gar die Gitarre in die Hand nahm und einige ihnen unbekannte Lieder intonierte, war die Angelegenheit vergessen. Die junge Sängerin erklärte, dass sie nur eine Natursängerin sei und gerne die Noten kennen lernen wolle. „Dem ist leicht abzuhelfen!“ erwiderte ich. Ich wurde ihr Privatlehrer! Im September 1866 wurde ich Primusmusikus. Ich hatte dem Mädchen ein Liederbuch angelegt und wollte ihr dasselbe am 7. September zum Namenstag schenken. Die Widmung lautete: „Seiner lieben Schülerin!“ Da erklärte ein Freund, das Mädchen könnte darüber gekränkt werden, denn sie sei doch mehr als eine bloße Schülerin. Die Folge war, dass mich die Mutter des Mädchens auch zu ihren Kindern zählte und mich nach Kräften unterstützte. Das aus mir auch „Etwas“ geworden ist, verdanke ich größtenteils dieser Sache!

Als ich nach drei Jahren das Zeugnis in der Tasche hatte, war mein erster Gang zu diesen guten Leuten. Ich drückte das Mädchen ans Herz und küsste es: „Nun suche ich eine Anstellung und auf den Ostertag machen wir Hochzeit!“ Und zur guten Mutter: „Nicht wahr, Sie geben mir die Regina?“ „Ich sehe, Sie lieben sich, Gott gebe seinen Segen!“ So hatte ich gefreut ohne Zylinder, ohne Frack und ohne Handschuhe. Ich erhielt die Rektorstelle in Groß-Alisch und am zweiten Ostertag des Jahres 1870 führte ich die Braut heim! –

Die gütige Gottheit hatte mich lieb gehabt, denn eine bessere und tüchtigere Frau hätte ich nicht finden können. Arm waren wir zwar, denn die Gottheit hatte bei der Teilung der Welt dem Schulmeister ein sehr kleines Stückchen Brot zugeschnitten. Wir waren aber beide durch die Schule der Armut gegangen und Anspruchslosigkeit und Bedürfnislosigkeit war unser Schicksal geworden. –

Die Ehe war gesegnet mit drei blühenden Kindern, zwei Knaben und einem Mädchen. Sie gediehen auch und waren unsere Freude und unser Stolz. „Doch mit des Schicksals Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten und das Unglück schreitet schnell!“

12/ 2 Mein Jüngster!

Mein kleinster Knabe, Gusti genannt, spielte eines Tages mit den Kindern des Nachbarn. Die Kinder hatten im Garten einen aufgelassenen Pumpbrunnen entdeckt. Da der Schwengel einen krächzenden Ton von sich gab, spielten die Kinder der Reihe nach mit demselben. Als mein

Knabe an der Reihe war, brach plötzlich der verfaulte Deckel ein und der Knabe stürzte in den Brunnen. Er behielt aber soviel Gegenwart, dass er sich an der Röhre anklammerte und nicht ins Wasser versank. Der Hausherr holte schnell eine Leiter und brachte den Knaben herauf. Wir freuten uns des geretteten Kindes und glaubten, daß es mit dem Schrecken und dem kalten Bade davon gekommen sei. Die Folge aber belehrte uns, daß wir früh gejubelt hatten. Der Körper war zwar gesund geblieben, aber im Gemüt war ein Defekt entstanden. Der Knabe war nicht mehr zu bewegen mit anderen Kindern zu spielen. Er saß zu Hause, las Bücher oder zeichnete! Um diese Zeit grassierte die Dyftheritis und raffte viele Kinder fort. Auch er blieb nicht verschont. Schon war er bewußtlos, und niemand glaubte, daß er am Leben bleiben würde. Dennoch genas er. Aber sein Gemütszustand verschlimmerte sich noch mehr. Dennoch gedieh er körperlich und geistig wunderbar. Mit sechzehn Jahren schien er ausgewachsen zu sein. Auch die jungen Backfische* verkehrten gerne mit ihm, denn in der Gesellschaft war er immer sehr aufgeräumt! – Er war im Gymnasium in Schäßburg. Da schicken einige junge Mädchen und lassen ihn bitten, er möge ins Kränzchen kommen. Da läßt er ihnen sagen: „Ich kann nicht kommen, meine Hosen sind zerrissen.“ Darauf die Mädchen: Er solle nur kommen, auch in zerrissenen Hosen hätten sie ihn gerne! Als ich diese kleine Begebenheit erfuhr, freute ich mich: „Das ist ein rechter Jikeli, der sagt die Wahrheit ohne Schminke!“ War er allein, so war er ernst und düster. Sogar Selbstmordgedanken tauchten auf. Spät, um 11 Uhr in der Nacht, traf ich ihn allein im Garten unter den großen Eichen. Ich hörte zwar etwas in den Zaun fliegen, auch sah ich, dass er Papiersachen vor mir verbarg. Ich ahnte aber nichts Schlechtes, setzte mich zu ihm und unterhielt mich mit ihm. Dann gingen wir zusammen ins Haus. Erst nach seinem Tode erfuhr ich, dass das Geräusch von einem geladenen hingeworfenen Revolver hergerührt und die Papiere, sein Abschiedsbrief gewesen seien. –

Um dem Knaben Luftveränderung zu verschaffen, schickte ich ihn ins Gymnasium nach Hermannstadt. Quartier hatte er im Seminar. Wir hofften mit Zuversicht, dass die Selbstmordgedanken für alle Zeiten überwunden wären. Die Herbstferien brachte er im Elternhause zu. Der Abschiedsabend wurde gefeiert mit Musik, Gesang und Tanz. Als wir Alten uns von der Gesellschaft zurückzogen, sagte ich: „Kinder, bleibt nicht zu lange auf, Gusti soll früh fort und die Bahn wartet nicht!“ Nun wir Alten allein waren, erwachte bei meiner Frau der Mutterstolz. „Ach ist der Knabe schön“, sagte sie, „so mag Goethe in seiner Jugend ausgesehen haben!“ „Ich freue mich auch, dass der Knabe so stattlich ist“, erwiderte ich, „aber seine Talente machen mir große Freude. Wenn der Herrgott hilft, wird aus dem ein tüchtiger Mensch werden.“ Nun schliefen wir glücklich und zufrieden, als wenn es kein Unglück in der Welt gäbe. Die Jugend blieb noch beisammen. Bevor sie sich trennten, sagte Gusti: Nun Mädels, ihr müsst mich alle küssen!“ „Ja, ja Gusti, das soll sein, morgen beim Abschied.“ „Nein, sogleich, denn morgen ist es zu spät.“ Sie küssten ihn, verabschiedeten sich und niemand hatte eine Ahnung von dem was geschehen würde. –

Als ich früh am Morgen erwachte, fragte ich meine Frau: „Mutter, in dieser Nacht hat mich jemand auf die Stirn geküsst, warst du das?“ „Nein, Vater, ich habe sehr gut geschlafen, möglich dass Gusti am Bett vorbei gegangen ist!“ Als wir den Knaben wecken wollten, war das Bett leer. Sofort befiel uns ein unnennbares Grauen. Mit Zittern und Zagen schlichen wir einher und suchten ihn! Im Garten unter einem niederen Apfelbaum schien er zu sitzen. Als wir aber näher treten gewahrten wir, dass er nahe am Tode schwebte und sein Hals mit dem niederen Baumast durch einen dunklen Streifen in Verbindung stehe. Mit einem Riemen hatte er sich erdrosselt! –

* junge Mädchen

„Das Unglück schreitet schnell.“ Auf der Gartenbank lag der Abschiedsbrief, den er Monate früher geschrieben hatte. Auch ein sehr schönes Abschiedsgedicht hatte er verfasst. Beide wurden, auf Wunsch seiner Mutter, in seinen Sarg gelegt!

Wie hatte das Verhängnis unsere Familie in den Krallen und ließ sie nicht mehr los! Das nächste Opfer war Michael Emil, mein ältester Sohn!

12/ 3 Ein Opfer der Großstadt.

Aus einem kerngesunden lebenslustigen Knaben hatte sich ein prachtvoller Jüngling entfaltet. Er hatte seine Dienstjahre in einer Buchhandlung überstanden, die Handelsschule absolviert und brachte ausgezeichnete Zeugnisse mit. Sein Chef hatte ihm sein Zeugnis mit Goldbuchstaben schreiben lassen, auch hatte er ihm erlaubt, einige Wochen im Hause seiner vielgeliebten Eltern zubringen zu dürfen.- Wenn er dann wieder in den Dienst trat, so war er Kommis mit einer anständigen Anfangs-Gage. – Schon war der Koffer gepackt, und die Rückreise sollte angetreten werden, da traf die traurige Nachricht ein, dass der Chef zu Grunde gegangen sei, auch habe er bereits sein Geschäft verkauft und müsse sein Brot in der Fremde suchen. Das war ein schwerer Schlag für Eltern und Kind. – Nun wurde im ganzen Land offeriert, doch vergebens. Ein Stückchen Brot war im engeren Vaterlande nicht zu finden.

Endlich, zu Budweis in Böhmen fand der junge Buchhändler Beschäftigung. Er war kaum ein Jahr tätig gewesen, da befahl ihn die entsetzliche Bauchfell-Entzündung. Die Ärzte hatten ihn aufgegeben. Seine Freunde hatten jenseits des katholischen Friedhofes einen Platz für sein Grab ausgesucht. Sogar der Trauerchor war eingeübt. Da fing er allmählich an zu genesen. Als er sich kräftig genug fühlte die große Reise zu unternehmen, kam er ins Elternhaus. Es vergingen mehrere Monate bis er vollkommen hergestellt war. Nun trat er vor seinen Vater und bat, ihn in die Residenz Budapest ziehen zu lassen. „Ich werde mich den Herren Buchhändlern vorstellen“, sagte er, „und geben die mir kein Brot, so gehe ich einstweilen zur Musik.“ Mit schwerem Herzen willigten die Eltern ein.

Schnell war der Koffer gepackt und der blühende Jüngling fuhr ab. Die Eltern sahen ihm lange nach, winkten mit der Hand und weinten. Ahnten sie wohl? –

Die Reise war glücklich überstanden und gleich in den ersten Tagen alle Buchhändlerfirmen abgegangen. Alles besetzt! Nur in einer Handlung hatte der Chef erklärt, dass etwa in einem Monate ein Posten erledigt werden würde. Er solle dann noch einmal nachfragen. Nun ging es ins Musiker-Hotel! Da sah er abgemagerte übernachtliche Individuen, die gekommen waren, um sich anwerben zu lassen. Sein Erscheinen erregte Aufsehen. Ein strammer, gut genährter blühender Jüngling ist hier eine Seltenheit. Ein Kapellmeister redet ihn sofort an und fragt: „Was spielen Sie?“ „Klavier, Violine, Flöte, Violon und wenn es sein muß schlage ich die kleine Trommel wie ein Regimentstambour!“ „Gut, Sie sind mein Mann, ich brauche Sie zum Violon. Proben werden bei uns keine gehalten, alles wird frischweg vom Blatt gespielt. Sollten Sie das wohl im Stande sein?“ „Ich will versuchen. Ich muß Ihnen aber gestehen, dass ich kein Musiker vom Fach, sondern Kaufmann bin. Auch werde ich nur solange spielen bis ich einen Posten finde!“ „Da haben Sie Recht. Diese Art Musik ist ein armseliges Zeug. Wer noch so viel Kraft besitzt, um am Wege Steine klopfen zu können, der soll eine solche Musik bei Seite lassen. Ich bin leider hineingefallen und muß mein Stückchen Brot mit miserablen Bestien verdienen. Bitte also kommen Sie schon heute ins Kaffee M. Die Arbeit dauert von abends 8 – 12 Uhr und Sie erhalten ein Anfangshonorar von zwei Gulden pro Abend.“

„Herr Kapellmeister, was soll ich hier? Hier sind ja lauter Damen?“ – „Habe ich es Ihnen nicht gesagt, dass ich mein Brot mit Bestien verdienen muß? Ich habe Sie für ein Damen-Orchester verpflichtet, in dem nur der Kapellmeister und der Violonspieler Herren sind. Übrigens spielen die Dinger recht anständig. Nur einige, und zwar die Schönsten, sind

Figuranten, denen habe ich den Bogen mit Talg geschmiert, die sind nur da, um die Gäste anzulocken.“ –

Der Abend verläuft angenehm, die Musik ist gut. Mit den Musikdamen will er sich nicht einlassen. –

Aber schon an einem der nächsten Tage, als er einen Gang zur Besichtigung der Stadt machen will, drückt ihm ein Diener ein Billet in die Hand und verschwindet. Sein Inhalt ist folgender: „Geehrter Herr! Bei einem Vorübergehen habe ich Sie erblickt und seit diesem Augenblick habe ich weder Rast noch Ruh. Ich muß Sie persönlich sprechen. Wenn es Ihnen angenehm ist sich mit mir zu treffen, so bitte ich in der Kronen-Gasse auf der Elisabeth-Promenade auf und ab zu spazieren. Das Erkennungszeichen soll eine Tuberose sein. Ich werde einen Hut mit Vergissmeinnicht tragen. Bitte bestimmt zwischen 7-8 Uhr zu kommen.“

Einige Tage später schreibt eine andere: „Es möchte mir ein großes Vergnügen machen, wenn Sie Dienstag abends zwischen 5 – 6 bei Kaffee Ferenzi erscheinen sollten. Ich habe Sie schon oft gesehen, aber nur durch die Fensterscheiben. Kommen Sie bestimmt, ich erwarte Sie.“

Eine dritte schreibt: „An dem verunglückten Stelldichein – dem ersten in meinem Leben – bin ich allein schuld. Als ich Sie sah, zitterte ich am ganzen Leibe. Mir entfiel der Mut und ich ließ den Nelkenstrauß, an dem Sie mich erkennen sollten, verschwinden. Ich bitte Sie daher, mich morgen um dieselbe Zeit zu erwarten. – Solche und ähnliche Briefe liegen viele vor. Ich habe meine Freude gehabt zu erfahren, wie er die girrenden Täubchen unbeobachtet läßt. Da klagt die eine: „Ich bitte Sie Liebster, warum haben Sie mir nicht ein paar Zeilen geschrieben? Sie glauben nicht, wie Sie mich damit traurig machen. Nicht einmal so viel Freundschaft zeigen Sie mir, dass Sie mir auf meinen Brief antworten. Liebster, erhören Sie meine Bitte und schreiben Sie mir, wo und wann ich Sie treffen kann.“ Eine andere schreibt: „Ich habe Ihnen vorige Woche einen Brief geschrieben, auf den Sie mir nicht geantwortet haben. – Warum sind Sie damals nicht gekommen, ich habe so sehr auf Sie gewartet. Sie werden doch nicht wieder so hartherzig sein und auch heute, sowie Mittwoch, ausbleiben! Ich erwarte Sie mit Sehnsucht!“ Eine dritte droht sogar, nachdem sie ihn schon dreimal zu einem Stelldichein gerufen und immer nicht erschienen, dass sie, falls er zum vierten male nicht erscheine, vor Kummer in die Donau springen würde! – Hoffen wir, dass sie es nicht getan.-

Das ist eine kleine Blütenlese aus einer großen Zahl von Liebesbriefen. Und der Gegenstand der vielliebenden Damen war ein Jüngling von 19 Jahren! - war es nicht ein Verhängnis, dass ein solches Kind um ein Stückchen Brot zu verdienen nach „Sodom“ gehen musste?

Hatte sich der Jüngling aus diesem Liebeswirrwarr noch unbeschadet herausgewunden, so wartete der Böse in anderer Form auf sein Opfer und seine Waffen waren andere, unbezwingbare.

Es ist zwölf Uhr in der Nacht. Die Damen-Kapelle hat ihre Arbeit im Kaffeehaus vollendet; die Instrumente sind zusammengepackt. Die Gesellschaft sitzt noch beisammen und will sich einige Minuten gemütlich unterhalten. Mein Sohn sitzt auf der Seite ganz allein. Da tritt die Klavierspielerin, eine Dame von 32 Jahren, auf ihn zu und sagt: „Lieber Emil, es ist schade, dass Sie so frühzeitig in die Residenz gekommen sind. Hier ist der Boden sehr schlüpfrig. Ich sehe, auch diese Musikdamen hätscheln Sie. Hüten Sie sich vor Ihnen. Von außen sehen diese zwar wie Engel aus, unter den weißen Seidenkleidern steckt aber der Teufel. Wehe dem jungen Manne, der einer solchen Dame in die Krallen kommt. Bis er nicht körperlich und materiell zu Grunde gerichtet ist, lassen sie ihn nicht los. – Sie, junger Mann, würden jemanden brauchen, der die Hand über Ihnen hält, sonst gehen Sie zu Grunde. Ich bin in einem Alter, wo man über die Liebeleien hinüber ist, von mir brauchen Sie sich nicht zu fürchten. Wenn es Ihnen angenehm ist, so werde ich Sie überwachen und Sie vor den Syrenen zu schützen suchen. Sollten Sie manchmal in kleine Geldverlegenheiten geraten, so stelle ich Ihnen meine Börse zur Verfügung.“ – Mein Sohn war gerührt von der Güte der Dame und nahm ihren Antrag dankend an. – Sofort nimmt sie Hut und Mantille und begleitet ihn nach Hause.

Am nächsten Abend ½ 8 Uhr steht sie schon vor der Wohnung meines Sohnes, wartete auf ihn, und begleitete ihn ins Kaffeehaus. So geht es Tag für Tag. – Wer ist nun diese Dame? – Sie ist eine Wienerin und trotz ihrer 32 Jahren noch recht hübsch.

Ihr Vater, der frühzeitig starb, war Bureauchef. Ihre Mutter, eine hoch gebildete Dame von etwa 60 Jahren, lebt in Wien als Lehrerin der französischen Sprache und des Klavierspielles. Die hier in Rede stehende Dame hatte eine gute großstädtische Erziehung genossen. Sie spielte ausgezeichnet Klavier, hatte die Theaterschule absolviert und war auch mehrere Jahre als sehr beliebte Schauspielerin aufgetreten. Als das deutsche Theater in der Reichshauptstadt aufgelöst wurde, war sie gerade bei der unglücklichen Gesellschaft. Alle Schauspieler verließen die Stadt, um sich anderswo ein Brot zu suchen, nur sie allein blieb, und ließ sich als Klavierspielerin in ein Damenorchester anwerben. – Diese Dame nun, warf sich als Beschützerin meines Sohnes auf. Es ist verhängnisvoll und doch kommt es im Leben oft vor, dass der Mensch gerade in *die* Falle gerät, vor der man ihn gewarnt. –

Als mein Sohn noch im Elternhause war, lag zufällig ein Band von Peter Roseggers Werken auf meinem Schreibtisch. In diesem Buche warnte der Dichter jeden jungen Mann vor dem Verkehr mit älteren Damen. Namentlich sagte er, solle man sich hüten schriftlich mit ihnen zu verkehren, denn leicht könne einem das Wort „Liebe“ entchlüpfen. Mit wunderbarer Zärtlichkeit würden sie sich an dieses Wort anklammern und der Jüngling wäre gefangen. Auf diesen Passus machte ich meinen Sohn besonders aufmerksam und er versprach die Augen offen zu halten. Und siehe, dieses Weib hatte sich ihm als Freundin aufgedrungen und er konnte der Bürde nicht los werden. – Allmählich trat ihre Absicht auch klar zu Tage, denn immer wenn ihm auf der Straße ein junges Mädchen zulächelte, so gab es Szenen. Als er sogar ein Mädchen aus der Provinz, mit dem er schon früher bekannt war, in einen Klavier-Salon begleitete, um ihm ein Klavier zum Ankaufe auszusuchen, da hatte sie sich wie eine Wahnsinnige gebärdet. Nun erst sah er ein – aber zu spät – wie viel die Uhr geschlagen.

Das Musikantenleben sollte jedoch nicht von langer Dauer sein. Das Glück war ihm günstig. Unter 24 Bewerbern hatte er die Stelle als Kommis in der schon erwähnten großen Verlagshandlung erhalten. – Nun atmete er auf! – Schon am selben Tage wollte er die Musik an den Nagel hängen und Alles, was drum und dran war. –

Wie erschrak er aber, als er am ersten Morgen ins Bureau gehen sollte und das fürchterliche Weib vor der Pforte stand und ihn erwartete. Wer malt aber seinen Schrecken, als er abends in seine Wohnung trat und das Weib mit ihrer ganzen Habe in derselben eingezogen fand? Armes Kind! Mit einigen Grobheiten hätte er sich vielleicht retten können, doch dazu fehlte ihm die Befähigung.

Von dem Vorfall hätte er seinen Eltern um keinen Preis der Welt eine Mitteilung gemacht. Die Angelegenheiten wurden sehr geheim gehalten. Selbst die besten Freunde hatten keine Ahnung davon. Sie kannten ihn als den solidesten Menschen, der gar nichts mitmachte, nur wunderten sie sich, dass er doch immer in Geldverlegenheit war. –

Dennoch drang die Unglücksbotschaft ins Haus der Eltern und verbreitete ungeheueren Kummer, umso mehr, da nur einige Monate früher, ein Sohn durch Selbstmord gestorben. Sofort schrieb ich ihm: „Lieber Sohn! Es ist an der Zeit, dass wir ein vernünftiges Wort miteinander sprechen. Man erzählt sich hier von deinem Leben in der Hauptstadt folgendes: Du seiest einem schlechten Weib in die Krallen gefallen. Um dieses Weib zu ernähren, zu kleiden u.s.w. müsstest du Tag und Nacht arbeiten. Infolge dessen wärest du überarbeitet, krank und hättest keine ordentlichen Fetzen auf dem Leibe. Auch hättest du erklärt, aus diesem Elend könne dich nur eine Kugel retten. – Schreibe mir ganz genau, was an der Sache wahr ist und was Dichtung. Du brauchst dich vor mir gar nicht zu schämen oder zu fürchten. Ich hab Lebenserfahrung genug um zu wissen, dass ein junger Mann, ohne sein Verschulden, in einer sittenlosen Stadt leicht in solche Hände fallen kann. – Daß du aber durchaus nicht mehr zu retten seiest, das ist mir denn doch zu unerklärlich. –

Du brauchst einfach nachhause zu kommen, so ist die Sache erledigt. – Gegenwärtig ist die Mutter nicht zu Hause. Vor acht Tagen ist sie nach S. gezogen um ihren großen Kummer um den toten Sohn einigermaßen zu vergessen – Ein Sohn tot, der andere verloren! – Und um diese Söhne hat sich die arme Mutter zum Krüppel gearbeitet und blind geweint! Armes Mutterherz, womit hast du das verdient?!

Sei also vernünftig, schreibe sofort und zwar die *reine, trockene Wahrheit!*“ – Hierauf kam keine Antwort. –

Und so machte ich mich auf den Weg, um an Ort und Stelle die Wahrheit zu ergründen. Ich beging jedoch die Unvorsichtigkeit und meldete meine Ankunft an. Ich wurde von meinem Sohn auf dem Bahnhof erwartet und in sein Zimmer geführt. Das große Gebäude, in dem nicht weniger als 25 jüdische Familien mit zahllosen Kindern wohnten, war im Quadrat gebaut, das Zimmer meines Sohnes befand sich in einer dunklen Ecke. Kein Stückchen blauer Himmel lachte hinein, kein Sonnen- oder Mondstrahl, selbst das Tageslicht konnte sich nur schwer Bahn brechen. Und für diese Höhle zahlte mein Sohn pro Jahr 180 Gulden. Dazu herrschte eine Unordnung und Unreinlichkeit im Zimmer, zahllose Wanzen und Schwabenkäfer krochen umher, kurz, es war eine Junggesellenwohnung in des Wortes schlechtesten Bedeutung. Als ich meinen Sohn darauf aufmerksam machte, erklärte er, dass die Hausfrau verpflichtet wäre, das Zimmer in Ordnung zu halten, denn sie wäre dafür teuer bezahlt; da er aber jeden Morgen frühe ins Amt gehe und Abends spät nach Hause käme, so habe er gar nicht gemerkt, dass er gerade so elend wohne. – Von einem weiblichen Wesen, das hier hausen sollte, konnte ich keine Spur entdecken, obgleich ich mit Argusaugen herumspähte. – Nicht eine Haarnadel, nicht ein Bändchen, nichts, gar nichts war zu sehen. Nachmittag besuchten wir einen öffentlichen Garten und der Zufall wollte es, dass der angebliche Verleumder uns gerade in die Quere kam. Mein Sohn fuhr ihn barsch an und nannte ihn einen Lügner. Dieser sprach kein einziges Wort zu seiner Rechtfertigung. Und so war ich vollkommen überzeugt, dass alles nur Dichtung sei und kam wohlgemut nach Hause. Im besten Einvernehmen, ohne ein Wort des Vorwurfs, war ich von meinem Sohn geschieden. Mit keinem Wort war diese Angelegenheit weiter berührt worden.

Dennoch trat für die Eltern eine traurige Zeit herein. Der Sohn, der der Stolz der Eltern war, schien plötzlich auf dieselben total vergessen zu haben. Briefe auf Briefe wurden ihm zugeschickt, von allen Seiten wurde er beschworen doch ein Lebenszeichen von sich zu geben. Alles umsonst! Der bisherige Chef starb, und mein Sohn hatte eine bessere Anstellung erhalten. Alles erfuhren wir von dritter Hand. Da wir seine Adresse nicht mehr wußten, so mußte der briefliche Verkehr eingestellt werden. Jeder Mensch, der von dem Gebaren meines Sohnes erfuhr, konnte sich nicht erklären wie das doch möglich sein könne, daß ein Kind, das die möglichst beste häusliche Erziehung genossen, und das seine Eltern über alle Maßen geliebt hatte, plötzlich so verdorben sein könne.

Zwei bis drei Jahre vergingen, ohne daß wir Nachricht erhalten hätten.

Es war die Weltausstellung 1896 eröffnet worden. So machte ich mich auf den Weg zunächst meinen Sohn zu suchen und dann die Ausstellung in Augenschein zu nehmen. Nun denke man sich einen albernen Kleinstädter, wie er in der Residenz herum geht, seinen Sohn zu suchen, von dem er zwar den Namen kennt, aber nicht weiß, wo er bedienstet ist und was er überhaupt treibt. Um vier Uhr in der Frühe begann ich meine Wanderung. Mit Verschwendung zahlreicher Nickel gelang es mir auf die Spur zu kommen. Um sieben Uhr trat ich in ein Vorhaus und erkannte den früheren Hausherrn. Ich redete ihn laut und freundlich an. Da hörte ich im Nebenzimmer eine zitternde Stimme rufen: „Gott erbarme dich meiner, mein Vater ist hier!“ Und in demselben Augenblick stürzte mein Sohn barfuß und in Unterhosen zur Tür heraus, bemühte sich ein Hemd anzuziehen. „Verzeihe mir lieber Vater“, rief er, „ich bin nicht wert, dass ich dein Sohn heiße. Ich habe mich schwer vergangen.“

Ich stand da wie versteinert. Da öffnete sich die Tür und ein kleines abgezehrtes Weib stürzte auf mich zu, und kniete nieder und rief: „Verzeihen Sie, lieber Herr, die Liebe ist an allem

schuld!“ Nun war das Rätsel gelöst. Ich erklärte, daß mir die Sache sehr unangenehm sei, wir würden sie aber derartig zu lösen suchen, wie es sich für gebildete Leute schicke!

Als sich die Gemüter besänftigt hatten, machte ich den jungen Leuten Vorwürfe, daß sie ein solches Leben geführt und nicht lieber in die Ehe getreten seien. Ich sprach den Wunsch aus, daß es bald geschehen möge. Weiter betonte ich, daß es mir dann nicht schicklich erscheine, daß die Frau eines Beamtender in einem der größten Handlungshäuser bedienstet sei, fürderhin nachts in Kaffeehäusern Musik machen solle. Da sie gut Klavier spiele, sei es mein Wunsch, daß sie als Klavierlehrerin ihr Wissen betätigen möge. Nun sollte ich erfahren wie sich die alten Griechen eine Furie gedacht haben mögen. Dasselbe Weib, das noch vor wenigen Stunden vor mir gekniet, gebärdete sich wie eine Wahnsinnige! Ihre Ausbrüche gipfelten darin, daß ich mich in ihre Lebensweise nicht einzumischen habe, überhaupt brauche sie keine Schwiegereltern, auch brauche sie ihre eigene Mutter nicht, und wenn sie ihren Emil habe, brauche sie auch den lieben Gott nicht. Als sie sich ausgetobt, sagte ich kalt und gemessen: „So erkläre ich Ihnen denn, daß wir zwei für alle Zeiten das letzte Wort miteinander gesprochen haben!“ – Mein Sohn, der nicht zugegen gewesen, war außer sich, ob diesen Zwischenfalles. In seiner Begleitung, ohne Abschiedsgruß verließ ich das Haus um es nicht mehr zu betreten. –

Nun forderte ich meinen Sohn auf, diesem Leben ein Ende zu machen und die Stadt binnen vierzehn Tagen zu verlassen. Wie erschrak ich aber als er erklärte, daß das eine pure Unmöglichkeit sei, denn wenn das Weib erfahren würde, daß er es verlassen wolle, so würde es ihn in ihrer grenzenlosen Liebeswut töten oder verstümmeln. Ich mußte ihm vollkommen Recht geben, denn mir fiel der Schauer erregende Bericht der Gräfin Odalesky ein!! Mich tröstete nur der Gedanke, daß dieser Liebeswahn bald ein Ende nehmen würde. Wer hat nicht von der Liebe einer Schauspielerin gehört? Wankelmut ist ihre Parole! Hier aber sollte eine Ausnahme stattfinden. Der Wahn hat leider angedauert, und zwar in seiner ganzen Furchtbarkeit, bis zur Vernichtung! –

Von diesem Liebesverhältnis hatte auch die Mutter in Wien keine Ahnung gehabt. Als sie davon erfuhr, eilte sie voll tiefen Grolles im Herzen zu den Kindern. Wer beschreibt aber ihre Freude, als sie meinen Sohn kennen lernte. Sie duzte ihn, nannte ihn ihren lieben Sohn und freute sich, ihr Kind in seinen Händen zu wissen. Mit aller mütterlicher Liebe die sie seit Jahren in ihrer Brust aufgespeichert hatte, überhäufte sie denselben.

Dennoch und vielleicht gerade deshalb wurde die gute Alte von ihrer eigenen Tochter mit einer Grobheit behandelt, die an Wahnsinn grenzte. In jedem Menschen, selbst in ihrer Mutter, erblickte das junge Weib einen Feind, der sich zwischen sie drängen und ihr Liebesleben gefährden wolle. Nur von diesem Standpunkte aus sind die tollen Ausbrüche des nächsten Briefes erklärlich. Sie schreibt 13. Februar 1898.

„Ich danke Gott, daß ich bald in jeder Beziehung in Ordnung sein werde, und freue mich schon darauf mit meinem Emil glücklich zu leben. Ich will und brauche keinen Dritten zwischen uns, der uns unsere Ehe (die bald stattfinden wird) zerstören würde, und darum will ich auch nicht, daß du bei uns wohnest, denn du und ich vertragen uns nicht, denn das wäre ein Höllenleben. Wir können nicht zusammen sein, das weißt du so gut als ich. Meinen Emil würdest du aufhetzen und verderben, wie du es schon getan. Nicht einen Deut hättest du von deinem Hiersein. Hier wärest du noch einsamer und verlassener als in Wien, das schwöre ich dir. Mein und sein Seelenheil ist unser Glück, und das lassen wir uns nicht trüben, von niemandem! – Bleibe also nur wo du bist, denn wenn du die Drohung ausführst und zu uns kommen solltest, so muß Emil seinen guten Posten hier aufgeben und weit nach Deutschland ziehen, wo wir vor dir Ruhe haben. Ich bin im Stande einen Selbstmord zu begehen um mich von dir und deinem schädlichen Einflusse los zu machen! Dieses würde ich tun, so wahr mir Gott helfe, denn ich bleibe mit dir nicht in einer Stadt!“ – Was hatte die gute Mutter denn so Schlimmes getan, das die Tochter berechnete, ihr einen solchen Brief zu schreiben? – Sie wollte ihre ganze ersparte Barschaft den Kindern zu Füßen legen, sie wollte ihre Pension mit

den Kindern teilen, sie wollte Wien verlassen und zu den Kindern ziehen und ihren Verdienst denselben zukommen lassen – Die Tochter wird auf ihre alte Mutter wohl nicht eifersüchtig gewesen sein?! –

Das Liebesleben dieser jungen Leute war auch einzig in seiner Art. – Der junge Mann wurde von dem Weibe buchstäblich angebetet. Sein Wort war ihr heilig, und die Liebe, mit der sie ihn behandelte war beispiellos.

Täglich betete sie für sein Wohlergehen. War er krank, so eilte sie täglich in der größten Kälte oder Regen zu dem weit abgelegenen Spital, wartete stundenlang bis man ihr erlaubte den Krankien besuchen zu dürfen, weinte, liebte den Kranken, kniete neben sein Bett und bat Gott um seine Gesundheit. War nun der Geliebte gesund so duldete sie niemanden um sich als ihn, ja selbst die Gottheit glaubte sie entbehren zu können. –

Da griff das Schicksal mit gewaltiger Hand und zerstörte dieses Liebesglück.- Die Geliebte wurde plötzlich von einer furchtbaren Krankheit heimgesucht! Wochenlang konnte sie nicht essen, dabei schwoll ihr Leib und erreichte eine erschreckliche Größe. Die Ärzte standen ratlos und konnten sich die Krankheit nicht erklären. Hatte ein Arzt die Kranke besucht, ließ er sich sein Honorar auszahlen, zuckte die Achseln, ging fort und kam nicht mehr. Im Leibe drehte und wälzte sich etwas, von dem die Kranke glaubte, dass es ein Untier, etwa eine Schlange sei. – Die unglückliche Mutter in Wien flehte um Nachricht. Die konnte nicht gegeben werden, denn die Ärzte blieben jede Antwort schuldig. – Die Krankheit hatte den Höhepunkt erreicht. Der Arzt erklärte, daß das Leben der Kranken nur nach Stunden zu zählen sei. Die Mutter eilte aus Wien zum sterbenden Kind. Die letzte Stunde schien geschlagen zu haben. Da wehte der Tod durch die Wohnung und küsste – nicht die Todkranke, sondern den neben dem Bett stehenden Jüngling von 28 Jahren.- Das kranke Weib hatte in ihrer Liebeswut verboten jemanden zu ihrer Pflege zu bestellen. Selbst ihre Mutter, die aus Wien zu ihrer Pflege herangeeilt war, musste das Zimmer und die Stadt verlassen. Sie wollte einzig und allein von ihrem Geliebten gepflegt sein. Die schwere Arbeit des Tages, die der junge Mann im Bureau zu leisten hatte, dazu die fortwährenden Nachtwachen und die schlechte Luft im Krankenzimmer hatte ihn zu Grunde gerichtet.

Sie genas; ihre Krankheit war eine kolossale Magenerweiterung gewesen. **Er** musste ins Spital. Ein volles Jahr wurde, teils im Spital, teils in seiner Wohnung, teils im Elternhaus herumkuriert. Alles vergebens. Da erhielt ich einen mit Blei geschriebenen Brief. Ich ahnte nichts Gutes, denn solche Briefe hatte ich nur aus dem Spital erhalten. Er lautete:

„Meine lieben, guten Eltern.

Wenn ihr diesen Brief in die Hände bekommt, sind es gerade fünf Wochen, daß ich wieder im Spital liege. In dieser ganzen Zeit habe ich das Bett täglich nur auf ein paar Minuten verlassen können. Heute nun habe ich auf Anraten des Arztes nach dem Mittagessen probiert am Gang, der gerade so geheizt ist wie die Zimmer und wohin die Sonne durch die großen Glasfenster recht lustig und warm hinein scheint, ein bisschen auf- und abzugehen. Es war eine schwere Sache, denn nach fünf Minuten wollten die Füße nicht mehr. Dieselben sind sehr dünn und durch das Liegen verwöhnt. Auch das Sitzen kostet viel Anstrengung. Der Doktor sagte: „in zwei bis drei Tagen geht es schon besser“. – Mit Freuden kann ich euch mitteilen, daß ich recht gut essen kann, ohne die großen Schmerzen im Magen und Gedärmen zu haben. Jetzt aber kommt ein anderer Kasus, die Lunge. Nun muß diese in Pflege genommen werden. Der Doktor behauptet, daß an allen meinen Leiden die Lunge schuld sei.- Er kann Recht haben, denn erst seit die großen Schmerzen in den Gedärmen aufgehört haben, fühle ich, wie weh mir die Lunge tut. Für diese Lunge nun gibt es nur ein Mittel, Luft! Diese haben wir hier und namentlich im Spital nicht! Da es sich bei mir nun um Sein oder Nichtsein handelt, und da ich durch eure freundlichen Einladungen überzeugt bin, daß ich euch nicht zur Last falle, so werde ich hier alle meine Angelegenheiten aufs Beste ordnen und nachhause kommen. Es wird zwar alles verloren gehen, wofür ich Jahrzehnte gelitten, geduldet und mich geplagt, ja

meine Gesundheit geopfert habe. Auch mein Protektor, der Bureau-Chef, ist an der Lunge erkrankt und hat sofort nach Italien fahren müssen.

Mit „Franzi“, die mich täglich besucht, bin ich schon im Reinen. Sie hat sich sehr anständig und klug benommen. Ihre Mutter hat ihr den Antrag gestellt nach Wien zu gehen, wo sie alles haben kann, was sie braucht. Beim Abschied wird es noch einige Episoden geben, ich kann der Armen aber nicht helfen. Bemerkend muß ich, daß sich „Franzi“ – natürlich ohne mein Wissen – an ihre Patin, die Gräfin Szeny gewandt und um 300 Gulden gebeten hat! Sie wollte mich damit nach Italien schicken. – Natürlich hat sie als Antwort nur einen schönen Brief – aber kein Geld erhalten. Die Arme; was doch die Liebe nicht alles tut!!

Hier werde ich meine Angelegenheiten so ordnen, als käme ich nicht mehr zurück. – Nun lieber Vater, bitte ich dich schön, schreibe mir sofort, was du und die liebe gute Mutter dazu sagt!“

Das war der letzte Brief den ich von meinem Sohne erhalten. Sofort antwortete ich ihm.

„Lieber Sohn!

Es ist für Eltern etwas Fürchterliches ein todkrankes Kind in der weiten Welt zu wissen. Warum hast du in **dem** Zustande weiter gearbeitet? Du hast uns doch versprochen, wenn es dir nicht besser würde zu kündigen und nach Hause zu kommen. – Wenn es dir auch schwer fallen sollte die Verbindungen, die dir teuer sind, zu lösen, so kannst du sie wieder anknüpfen, wenn du gesund bist. Sobald du so viel Kraft besitzt um die Reise nach Hause antreten zu können, so tue es. –

Daß du deine Sachen ordnen willst, als zögest du nicht mehr zurück, ist ganz in Ordnung. Daß du die „Franzi“ bewegen konntest, daß sie sich mit ihrer Mutter aussöhnen will, war edel von dir. Frage den Herrn Doktor was für Speisen du hier genießen darfst, und ob dir der Wein nicht schaden würde.

Jetzt ist hier noch Winter (22. Februar). Draußen schneit es. Da aber der erste Sonnenstrahl in unser Haus und unseren Garten fällt, so kann man vielleicht schon morgen die frische Luft im Garten genießen. Teile uns mit, wann wir dich am Bahnhof erwarten sollen. Solltest du Reisegeld brauchen, so schreibe. Danke jedem, der dir ein gutes Wort gegönnt; danke jedem, der dir Gutes getan, komme glücklich heim!“

In einem geschlossenen Federwagen wurde der Kranke vom Bahnhof abgeholt. – Als ihn seine Mutter erblickte brach sie zusammen, denn ihr Auge und ihr Herz hatten ihr gesagt, daß sie auch den zweiten und letzten Sohn verloren. – Sofort legte sich der Kranke ins Bett, das er lebend nicht mehr verlassen sollte. Der Arzt erklärte gleich bei seinem ersten Erscheinen: „Er ist nicht mehr zu retten!“

Dennoch wurde er mit beispielloser Liebe und Sorgfalt gepflegt. Das Herz der Eltern und namentlich der guten Mutter, kannte keine Grenzen. Dieses gute Herz trug alles, duldete alles, hoffte alles! Wer nicht weiß, was die Mutterliebe alles vermag, der möge sie am Krankenlager eines geliebten Kindes beobachten. Da wird es ihm klar werden, daß die gütige Gottheit in das Mutterherz hineingegossen hat, einen Sonnenstrahl göttlicher, ewiger unendlicher Liebe!

Ich saß am Sterbelager meines Sohnes. Eben hatte ich ihm die bleiche Stirne gestreichelt und geküsst, da lächelte er und sagte: „Lieber Vater, ich bitte dich, halte mich nicht für schlecht.“ „Aber Kind, wie kommst du auf den Gedanken, du warst ja meines Wissens dein ganzes Leben brav und gut, wie könnte ich Schlechtes von dir denken?“ „Du weißt, Vater, daß ich jung bin und in der Residenz gelebt habe. Da läuft das Leben nicht so glatt ab als in einer kleinen Stadt; namentlich von Sittlichkeit hat man da ganz andere Begriffe als hier. – Ich habe, wie du weißt, viele Briefe mitgebracht. Ich wollte sie eigentlich schon dort vertilgen, aber die Krankheit hat mich daran gehindert. Ich wollte es hier tun, aber mein Zustand wird mit jedem Tag schlechter und so übergebe ich diese Briefschaften in deine Hände. An den vielen Liebesbriefen wirst du sehen, welchen Gefahren ein junger Mann in einer großen Stadt ausgesetzt ist. – Wie du aus den Briefen ersehen wirst, bin ich vielen Versuchungen ausgewichen. Ich bitte dich also noch einmal: Wenn ich gestorben bin und du die Briefe

durchliest, so halte mich nicht für schlecht!“ Zwei Tage später erlosch dieses prächtige Menschenleben, seinen Eltern, seiner Schwester und den Freunden einen schweren Schmerz hinterlassend. Als die Schmerzen im Leibe des Kranken eine fürchterliche Höhe erreichten, als der Tod sichtbar nahete, klagte der Kranke, daß er im Bett kein Plätzchen finde das ihm wohl tue. Da setzte sich die gute Mutter neben ihn, hob das tot kranke Haupt empor, küsste es und legte es ans Herz. Da lächelte der kranke noch einmal und sagte: „Dieses ist ein gutes Plätzchen!“ – Nach einer halben Stunde war er tot. – Da sagte der Vater: „Ihr Lieben! So möchte ich auch sterben!“ Das geschah am 11.Mai 1901.

Als sich der erste Schmerz einigermaßen gelegt hatte, wurde sämtliche Hinterlassenschaft geordnet, so auch seine Papiere. Da fand ich seine ausgezeichneten Zeugnisse und andere, ihn sehr ehrende Briefe. So wurde er z.B. gebeten als Musikleiter einer vornehmen Tischgesellschaft beizutreten, und die Gesänge mit dem Klaviere zu begleiten. Meines Wissens hat er die Stelle nicht angenommen. Liebesbriefe in deutscher und ungarischer Sprache waren massenhaft, die in ungarischer Sprache verfassten, habe ich – da ich der Sprache nicht mächtig bin – nicht gelesen. Aus den Unterschriften, den beigelegten Blumen, blonden und schwarzen Locken, den schnäbelnden Tauben, Portraits und dgl. kann ich den Inhalt erraten. Von den deutschen Briefen habe ich nur einige gelesen und dadurch einen traurigen Einblick in das großstädtische Liebesleben gewonnen. Ich will einige davon mitteilen, und es wird mich freuen wenn Väter und Mütter, Jünglinge und Jungfrauen etwas davon lernen sollten. Es ist heilsam und nützlich, durch anderer Leute Schaden klug zu werden.

Von den fast zahllosen Beileidsschreiben, die wir infolge des allzu frühen Hinscheidens unseres Lieblings erhielten, möge nur das seines unmittelbaren Vorgesetzten hier Platz finden:

Hochgeehrter Herr!

Ihre werthe Zuschrift vom 3. Mai, worin Sie mir das Ableben Ihres Sohnes Emil mitteilten, hat mich sehr betrübt. Ich kann es Ihnen gar nicht beschreiben, welch tiefen Eindruck jedes einzelne Wort auf mich machte, da ich darauf nicht gefaßt war und immer nur darauf rechnete, daß ich meinen alten Freund und Kollegen gesund an meiner Seite sehen werde. Ich habe in ihm einen treuen Freund, *einen tüchtigen, fleißigen* Mitarbeiter und einen *aufrichtigen charaktervollen* Kollegen verloren, der für mich *unersetzlich* ist. - Ihre traurige Nachricht hat auch bei allen Angestellten die größte Bestürzung hervorgerufen, denn der Verstorbene war von Allen geehrt und geliebt und hatte *wirklich keinen Feind* in unserer Mitte. – Empfangen Sie in Ihrer schwer geprüften Lage mein inniges Beileid.“

Und was tat die Geliebte, die Braut? Die Arme, die ihn zuerst vor Unglück schützen wollte, ihn später anbetete und zuletzt wahnsinnig liebte, mag dennoch auch einen Nagel in seine Totenbahre geschlagen haben. Als er die Stadt verlassen hatte, wanderte sie täglich ins Bureau in dem ihr Geliebter gearbeitet, und fragte nach, ob keine gute Nachricht eingetroffen. Als die gute Nachricht nicht kommen konnte, brach die Unglückliche zusammen. Die Mutter schreibt aus Wien:

„Mein armes Kind hat Emil wahnsinnig geliebt und ist schon seit Wochen schwer erkrankt. Sie dürfte diesen Schlag *nicht* überleben. Auch mich hat diese Nachricht tief erschüttert, denn ich habe Ihren Sohn sehr lieb gehabt. Ach, wenn Franziska zu mir käme, um in meinen Armen zu sterben! Verzeihen Sie ihr; sie hat viel geliebt, es möge ihr viel vergeben werden!“ Vier Monate später erhielt ich folgende Zuschrift: „Wien, den 9.September 1901. Euer Wohlgeborenen. Ich erlaube mir die traurige Mitteilung zu machen, daß gestern vier Uhr Nachmittags meine unglückliche Tochter, die Braut Ihres geliebten Sohnes, in meinen Armen zur ewigen Ruhe eingegangen ist. Emil und Franziska sind endlich im Tode vereinigt. – *Sie hatten weder Glück noch Stern Sie sind verdorben, gestorben*“!!

Der Tod meiner zwei Söhne – 16 und 29 Jahre alt – hatte meine tüchtige Frau zugrunde gerichtet. Sie hat nie mehr einen Ton gesungen. Ihre Wangen waren vom vielen Weinen schrundig und wund. Bald begann sie zu klagen, dass sie schlecht sähe. Der Arzt konstatierte: „Grauer Star!“ Sie wurde später zwar operiert, aber das Augenlicht blieb schwach und schützte sie knapp vor dem gänzlichen Erblinden. Hinzu gesellte sich noch eine fürchterliche Atemnot und marterte die Arme bis sie starb! Eines Tages fragte die Gute: „Lieber Vater, du siehst, ich muß sterben. Wie gedenkst du dir deine Häuslichkeit nach meinem Tode einzurichten?“ „Liebe Mutter“, sagte ich, „darüber sollten wir eigentlich nicht reden; dennoch muß ich dir sagen, dass ich darüber nachgedacht habe. Ich kann keinen Ausweg finden. Eines weiß ich aber bestimmt: Geheiratet wird nicht mehr.“ Mit diesem Geständnis war sie zufrieden. Den 8. Dezember entschlief sie. Dieses Geständnis und dasjenige, das ich beim Sterbelager meiner Tochter ablegte, war eine Unvorsichtigkeit, die mich um ein stilles, ruhiges und zufriedenes Greisenalter betrog.

Noch hatte ich eine Tochter. Die war immer des Vaters Freude. Sie war häuslich erzogen, war in den Wissenschaften nicht unbewandert und hatte von ihrer Mutter die prächtige Stimme geerbt. Sie war die Blüte unseres Damenchores und eine vorzügliche Solistin und Artistin. Nach ihrer Verheiratung aufs Land entstand im Gesangverein eine Lücke, die nie ausgefüllt werden konnte. Sie wurde Mutter von sieben Kindern. Mit dem letzten erlag sie. Als ich von ihrer Krankheit erfuhr, lud ich sie ein zu mir zu kommen, denn Ruhe und gute Pflege konnte ich ihr bieten. Sie erschien aber erst nach einem Monat. Die Krankheit hatte sie fürchterlich zugerichtet. Als ich sie begrüßte, erschrak ich. Der Tod war unvermeidlich. Nach genau einem Monat entschlief sie. Am letzten Morgen saß sie plötzlich im Bette auf und sprach: „Herziger Vater, du siehst, ich muß sterben. Erbarme dich meiner armen Kinder.“ Ich versprach zu tun, was in meinen Kräften stehe. Nun winkte sie mich zu ihrem Bette: „Nimm mich noch einmal in deine Arme, wie du es so oft getan.“ Ich setzte mich neben sie, drückte sie ans Herz und küsste sie. – Sie legte ihren Kopf in meinen Arm und schlief sofort ein. Meine Tränen tröpfelten auf ihre Stirne und Haare. Nach etwa einer Viertelstunde war sie tot!! So geschehen am 16.2. 1915.

Nun hatte ich keine Kinder mehr! –

Den 8. Mai 1918 waren plötzlich unangemeldet meine Enkelkinder da. „Was ist geschehen, daß ihr jetzt hier seid?“ „Wir ziehen nicht mehr nach Hermannstadt, wir bleiben hier. und werden bei dir wohnen samt dem Vater. Da die Leute obdachlos waren, übergab ich ihnen mein Haus und behielt für mich nur das kleinste Zimmer in dem einst der arme kranke Mann gelebt gelitten und gestorben! „Schweig stille mein Herz!“ –

13 Abrüstung!

Für einen Menschen der der Öffentlichkeit dient und keine ausreichende Pension besitzt, ist das Alter verhängnisvoll. Ich kenne viele Leute, die in ihren besseren Jahren Großartiges leisteten. Sie waren beliebt und berühmt im ganzen Lande. Ihr Name hatte einen guten Klang und war in aller Munde. Was nützte es? Sobald sie alterten, erhielten sie anonyme und nicht anonyme Briefe, die sie aufforderten dem Dienst zu entsagen um Jüngeren Platz zu machen. Derartige Briefe habe ich zwar nicht erhalten, aber ich hörte fast täglich sagen: „Es ist schade, daß sich mancher junge Mann nicht emporarbeiten kann, weil ihm ein „Alter“ im Wege steht. Jeder alternde Mensch sollte den Dienst verlassen, derweil er noch einigen Wert hat.“

Ich bezog die Sache nicht auf mich. Ich hatte – nach Absolvierung des Seminars – wohl mehr als 40 Jahre gedient, war aber rüstig und arbeitsfreudig. Als mir aber derartige Redensarten immer und immer wieder zu Ohren kamen, und es gleichsam in der Luft schwebte, daß ich Platz machen sollte, stand es bei mir fest: „Abrüsten!“ Als am 14. Dezember 1908 meine liebe Frau starb, legte ich die Direktion des Gesangvereines nieder. Die Liedertafel ließ es sich nicht nehmen, mich durch eine Serenade samt Geschenken und einem Ehren-Chormeister-

Diplom und zwei Festessen zu ehren. Am 26. April 1912 legte ich die Stelle des musikalischen Leiters des Repser Lehrervereins nieder. Am 28. April 1912 erhielt ich vom Bezirksdekanat ein sehr ehrenvolles Schreiben. Ende August 1913 legte ich die Musikdirektorstelle nieder. Gleichzeitig übergab ich auch den Gesang, den ich 40 Jahre in der Hauptvolksschule geleitet. Ich behielt nur die Organisten-Stelle. Das Presbyterium erhöhte das Einkommen von 440 Kronen auf 500 Kronen.- Die Markt-Kommunität lieferte mir ein Ruhegehalt von 600 Kronen.

Ich war also gegangen und hatte jungen Kräften Platz gemacht. Was man aber von den jüngeren Kräften erwartet hatte, traf nicht ein. Unentgeltlich wollte niemand arbeiten. Jeder fragte zuerst: „Was wird mir für meine Arbeit (bezahlt)?“ Die so genannte Besoldung wofür ich gedient, fanden sie lächerlich! Ich hatte nämlich die Liedertafel etwa 20 Jahre unentgeltlich dirigiert. Später erhielt ich für den Männerchor 100 Kronen, für den Damenchor 50 Kronen und erteilte dafür den Unterricht in 6 Abendstunden von 8-10 Uhr. Vier Abendstunden hatte ich noch Unterricht mit der Musikkapelle! – Die Chorschule erhielt den Unterricht in zwei Tagesstunden, Honorar 100 Kreuzer. Der Männerchor des Gesangvereins – 65 Personen – erhielt zwar einen neuen Chorleiter. Es vergingen kaum einige Monate, so wurde ich ersucht, die Chorleiterstelle wieder zu übernehmen. Mein energisches „nein“ nebst den dazugehörigen Variationen ward so wuchtig, dass ich nicht mehr behelligt wurde. – Den gemischten Chor übernahm ein musikalischer Uhrmacher. Er vegetierte einige Monate, dann ging er ein. Des einst so schönen Damenchores – 40 Personen – wollte sich niemand annehmen. Da die Chorschule - etwa 50 Kinder – nichts leistete, wurde ihr die Dotation entzogen. - -

1914 begann der furchterliche Weltkrieg! Alle meine musikalischen Schöpfungen die ich 42 Jahre gehegt und gepflegt hatte, sah ich wie ein Kartenhaus zusammenfallen! Viele von meinen Kompositionen konnten infolge des Krieges nicht gedruckt werden und wurden dadurch der Öffentlichkeit entzogen! –



Nachtrag (H.Kellner):

Michael Zikeli verstarb in Reps am 15. Juli 1929. Ein schlichter Grabstein auf dem Repser Friedhof kennzeichnet sein Grab.

Tochter Regine war mit dem Notär Andreas Christiani (Seiburg) verheiratet. Ihr Sohn Viktor Christiani wurde Notär in Streitfort.